

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postzuschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (8¼ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-

vereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonne-Zeile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1891 unter Nr. 4268 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,

(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

- Politische Wochenübersicht. Von * * *
- Rückblick auf die parlamentarische Session. Von Alexander Meyer, M. d. R.
- Der preussische Etat für 1891/92. Von M. Broemel, M. d. R.
- Das monarchische Gefühl. II. Von K. Erdmann (Dresden).
- Cypern im Alterthume. Von Max Dhnefalsch-Richter.
- Berliner internationale Kunstausstellung. IV. Von W. Dietrich.
- Fortschritte in der Elektrotechnik. Von Frau B. Bendt

Bücherbesprechungen:

- Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Bespr. von F.
- Das Repertoire des Weimariischen Theaters unter Goethe's Leitung. 1791–1817. Bespr. von Prof. Ludwig Geiger.
- Lettres de Marie Bashkirtseff. Bespr. von —m.

Abdruck sämtlicher Artikel in Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Der preussische Landtag ist mit einer Thronrede geschlossen worden, die der Volkvertretung in der üblichen Form eine Quittung über die von ihr geleisteten Arbeiten erteilt. Diesem Theil der Ansprache des Kaisers, der zu Bemerkungen keinen Anlaß gibt, schließen sich einige wenige Worte über die internationale Lage an. Der Kaiser, als preussischer Monarch, jagte, daß er keinen Anlaß habe, eine Gefährdung des Friedens zu befürchten, „den zu erhalten mein unablässiges Bemühen ist.“ Dieser Satz, der den Bedürfnissen und Wünschen der europäischen Gesellschaft in so hohem Maße entspricht, hat im Inland und Ausland den besten Eindruck gemacht; auch die ernstesten französischen Zeitungen spiegeln diese Wirkung wieder; so schreibt „Le

Temps“ in Bezug auf diese Sätze der kaiserlichen Rede: „C'est, à vrai dire, tenir le meilleur langage que l'on puisse demander au chef d'un grand Etat militaire.“

Ein Ministerwechsel, der seit längerer Zeit erwartet wurde, ist jetzt thatsächlich vollzogen worden. Herr von Maybach, der Minister der öffentlichen Arbeiten, hat seinen Posten verlassen und an seine Stelle ist der bisherige Eisenbahndirektionspräsident Thielen getreten. Daß Herr von Maybach ein Beamter von nicht gerade gewöhnlicher Geschicklichkeit gewesen ist, geben selbst jene zu, die seiner Verstaatlichungspolitik feindlich gegenüberstanden. Freilich bei den Machtmitteln, die Herr von Maybach zur Verfügung hatte, war es nicht besonders schwierig, die Verstaatlichung der Bahnen durchzuführen; und überdies sind diese Machtmittel häufig genug mit Rücksichtslosigkeit ausgenutzt worden. Man mag diese Umstände in Anrechnung bringen, immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß der nunmehr aus dem Staatsdienst geschiedene Minister eine große Aktion glücklich zu Ende geführt hat; das ist schon etwas und selbst dann, wenn man diese Aktion selbst für keineswegs heiliam im allgemeinen Interesse zu halten im Stande ist. Für Herrn von Maybach spricht schließlich aus der letzten Zeit seiner Amtsthätigkeit noch das Folgende: er überlieferte sein Ressort nicht widerstandslos der Ausbeutung jener Großindustriellen, die auf Kosten des Staates, das heißt der eigenen Mitbürger ihre Taschen füllen, und die diese geschäftlichen Plünderungszüge dann nationale Wirtschaftspolitik nennen. Wir sind seit der Bismarck'schen Dekadenzeit in Deutschland recht bescheiden geworden, und ein Minister, der sich nicht mit Leib und Seele den nimmer-satten Interessen der Großindustriellen oder der Agrarier oder beider verschrieben hat, kann immer schon sicher sein, ein gutes Wörtlein auf den Grabstein seiner öffentlichen Thätigkeit zu erhalten.

Es ist nicht allzuviel des Guten, das Herrn von Maybach nachzurühmen ist, und auf seine Leistungen fällt ein noch tieferer Schatten, wenn man sieht, wie groß die Ansprüche sind, die an seinen Nachfolger gestellt werden. Was die Gegner der Verstaatlichung stets behauptet hatten, ist eingetreten. Unser Eisenbahnwesen droht in der büreau-

kratischen Schablone zu verküchern; allmächtig wie es ist, fehlt der Etadel der Konkurrenz, der zu immer neuen Fortschritten und Erleichterungen des Verkehrs anspornt. Wird Herr Thielen durch eigene Initiative jenen heilsamen Druck erregen, der bei Strafe wirtschaftlichen Rückganges private Unternehmungen zu einem unaufhörlichen, gegenbringenden Verjüngungsprozeß zwingt? Wird er stark genug sein, um gegen kurzfristige fiskalische Gesichtspunkte das Interesse einer schließlich auch dem Staatschatz zu Gute kommenden weiteren Belebung des Verkehrs vertreten zu können? Eine gesunde Steigerung des Verkehrs ist eine Hebung des Nationalwohlstandes. Man weiß von Herrn Thielen nicht mehr, als daß er ein Eisenbahntechniker von Tüchtigkeit ist. Ein Minister muß beweisen, daß er nicht nur Spezialist, sondern auch Politiker ist, und ein Eisenbahnminister vor Allem, der über das wichtigste Instrument des Handels und Verkehrs verfügt, kann ohne gesunde und weitläufige wirtschaftliche Anschauungen den Bedürfnissen unserer Zeit nicht genügen.

Der frühere Kriegsminister Bronjart von Schellendorf ist plötzlich gestorben. Bald nachdem er sein Portefeuille im Jahre 1889 niedergelegt hatte, wurde er kommandirender General in Königsberg und hat diesen wichtigen militärischen Posten an der Grenze gegen Rußland bis zu seinem Ende bekleidet. General von Bronjart galt für einen verdienstvollen, tüchtigen Offizier; als Kriegsminister war er im Parlamente bei den unabhängigen Parteien zunächst nicht besonders beliebt; er war der Nachfolger von Kamecke, und da dieser als zu conciliant erachtet worden war, so trat Herr von Bronjart im Anfang als schneidiger Offizier auf. Nicht für allzu lange Zeit; er erkannte schnell, daß seinem Ressort eine weniger militärische und mehr parlamentarische Haltung vortheilhafter sei und handelte demgemäß rein sachlich. Freilich, noch einmal ordnete er sich gänglich den Anforderungen einer Politik unter, der jede streng sachliche Begründung fehlte; er vertrat die Septennatsforderung als ein Instrument in der Hand des Fürsten Bismarck. Daß dem damaligen Kampfe nicht die geringste Bedeutung für die Schlagfertigkeit unseres Heeres innewohnte, ist heute eine ausgemachte Sache; Herr von Bronjart leistete Hilfe, um das damals bereits schwankende politische und wirtschaftliche System des Fürsten Bismarck nochmals befestigen zu helfen.

Wilhelm Eduard Weber, einer der „Göttinger Sieben“ und ein Veteran der Wissenschaft, dessen Name für alle Zeiten mit der Erfindung der Telegraphie verknüpft sein wird, ist, sechszundachtzig Jahre alt, gleichfalls gestorben. Schon werden wir in der nächsten Nummer einen besonderen Artikel widmen.

Die Kornpreise sind jetzt bei dem besseren Wetter ein ganz klein wenig gesunken; sie halten sich aber immer noch beständig in beunruhigender Höhe. Dazu kommt, daß die Kartoffel theurer und theurer wird, so daß von ärmeren Familien auch dieses Nahrungsmittel kaum in genügender Menge beschafft werden kann. Die Folgen dieses Zustandes sind nicht ausgeblieben; es finden auf den Märkten kleine Kravalle statt; den Bauern werden die Säcke aufgerissen und ihre Waare auf den Erdboden verstreut; Landrath, Bürgermeister und Notabilitäten treten wohl auch mit einem Ausruf zu Sammlungen hervor, um eine Milderung des Nothstandes unter den Ärmsten zu bewirken. Die Bedeutung all dieser Anzeichen soll nicht übertrieben werden; aber man soll sie auch nicht unterschätzen. Hatten die Gegner der Kornzölle das Vorhandensein eines Nothstandes behauptet, so beginnen jetzt die objektiven Beweise für diese Behauptung allmählich zu Tage zu treten. Die Wetterkundigen hatten befürchtet, daß ein Sturm heranziehen könnte; jetzt zeigen sich deutlich die ersten kleinen schwarzen Wolken am Himmel.

Das Urtheil in dem Bochumer Prozeß ist gesprochen. Redakteur Fubangel ist zu fünf Monaten und Redakteur

Lunemann zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Dieser Ausgang kann nicht überraschen und ist schließlich nur von geringem Interesse für die Öffentlichkeit. Ob die beiden Verurtheilten beleidigende Aeußerungen haben drucken lassen, würde weitere Kreise nicht erregen können; die Frage von Bedeutung liegt allein darin, wie viel Wahrheit steckt hinter jenen Beleidigungen, die das öffentliche Leben doch immer in recht zweifelhaftem Licht erscheinen ließen. Das Erkenntniß ist nun keineswegs eine laute Ehrenklärung für jene, welche die Gerichte angerufen haben. Es wurde ermittelt, daß die Steuerveranlagung in Bochum in einer Weise stattgefunden hat, die nicht zu rechtfertigen ist; es sind zahlreiche Leute bei der Einschätzung sehr erheblich unterschätzt worden, und zwar Leute, über deren Vermögensverhältnisse ein Irrthum kaum erklärlich ist, oder über deren finanzielle Lage mindestens ein richtigeres Urtheil mit Leichtigkeit zu beschaffen war.

Ueber diese Schäden sieht man nimmehr klar; einem ferneren Prozeße bleibt es vorbehalten, Licht über die angebliche Benutzung gefälschter Stempel seitens der Bochumer Werke bei der Ablieferung von Schienen zu verbreiten. Man wird das Ergebnis dieses Prozeßes abwarten müssen, ehe man ein endgültiges Urtheil über Herrn Baare und seine Leute fällt; aber schon heute darf man jagen, die Art und Weise, in welcher die dem Herrn Baare geneigte Presse über die Benutzung jener Stempel spricht, verdient die stärkste Zurückweisung.

Man sucht die Annahme zu erregen, als sei der Gebrauch derartiger Stempel ordnungsmäßig und auf Bestellung erfolgt. Die Frage ist jedoch allein die, wurden die Stempel benutzt, um fraudulenterweise „gefälschte Schienen“ bei Lieferungen einzuschmuggeln; und Herr Baare sagt selbst, daß solche gefälschte Schienen gelegentlich allorten mitunterlaufen. Würde aber auf gefälschte Schienen ungerechtfertigter Weise ein Stempel gedrückt, der sie als tadelloß erscheinen ließ, so liegt in dieser Handlung nicht allein ein kaufmännischer Betrug, der eine Schädigung um so und so viel Geld bedeutet. Die Folgen dieses Manövers sind unter Umständen noch weit bedenklidere; es können Entgleisungen durch dasselbe herbeigeführt worden sein, und bei einer Entgleisung ist es stets nur eine Frage des Zufalls, ob auch der Verlust von Menschenleben oder doch schwere körperliche Schädigungen der Fahrgäste zu beklagen sind. Diese Möglichkeiten erscheinen ernst genug, um das öffentliche Verlangen nach einer gründlichen Untersuchung nur allzu gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Aber so jagen alsdann die Vertheidiger des Herrn Baare, bedenkt ihr Ankläger denn gar nicht, daß ein solcher Prozeß sehr nachtheilig für den Ruf der deutschen Industrie sein kann? Im Namen der nationalen Wirtschaftspolitik muß verlangt werden, daß wir unsere nationalen Augen zudrücken und unsere nationalen Zungen im Zaume halten.

Im Namen der nationalen Wirtschaftspolitik wird von den Interessirten niemals wenig verlangt. Sie beanspruchen, daß man die Gerechtigkeit zum Teufel jage, und daß die Konsumenten und ärmeren Klassen für die wenigen Produzenten bluten; und sie halten es für ebenso berechtigt, daß man der Ehrlichkeit den Mund stopfe und vielleicht über ein paar kleine Entgleisungen hinwegsehe, damit eine falsche Reputation sich noch etwas länger behäbig aufrecht erhalten lasse. Für diese „nationale“ Scheingröße, die durch Zollschranken gegen das Ausland und durch Barrieren gegen die Wahrheit am Leben erhalten werden soll, rühren wir keinen Finger; wenn sie zusammenbricht, ist es uns nur recht.

Wir meinen, in Deutschland ist gerade genug wirtschaftliche Tüchtigkeit und wirtschaftliche Ehrlichkeit vorhanden, so daß mit diesen achtbaren Kräften allein der Wettkampf gegen andere Nationen aufgenommen werden kann. Enthüllungen aber, wie die Bochumer, werden den deutschen Ruf um so weniger schädigen, je klarer es dem Auslande wird, daß es sich hier nur um vereinzelte Auswüchse handelt; um Auswüchse, die nicht schlecht versteckt und dadurch zum Fort-

wuchern gebracht werden, sondern für deren gründliche Ausrottung sich sogleich die öffentliche Meinung des eigenen Landes mit allem Nachdruck einsetzt. In dieser rücksichtslosen Kritik gegen die Angehörigen der eigenen Nation liegt auch die beste Garantie für das Ausland. Nur ein kräftiges Volk, das die Gesundheit gebührend zu schätzen weiß und sie sich erhalten will, kann völlige Offenheit sich gestatten.

Der gleiche Gesichtspunkt, der uns in der Besprechung der Baare'schen Angelegenheit leitet, veranlaßt uns auch einen Vorfall zu erwähnen, der sich in Berlin abgepielt hat und zwar innerhalb der Grenzen unserer eigenen Partei. Aus der Redaktion der „Vossischen Zeitung“, die zu den einflussreichen Organen des Freisinnus gezählt werden muß, ist ein Herr entlassen worden, und zwar, wie er in öffentlichen Erklärungen an die Blätter mittheilt, weil er Jude sei. Diesen Grund der Entlassung hat ihm — seiner Angabe zu Folge — der Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ unumwunden eingestanden, mit dem Hinzufügen, die Entlassung sei gemäß dem Wunsche des Besitzers der Zeitung erfolgt.

Der Besitzer der „Vossischen Zeitung“ hat inzwischen öffentlich bekannt gegeben, daß er mit jener Entlassung nichts zu thun gehabt, und daß er von derselben erst erfahren habe, nachdem sie vollzogen war.

„Erst nachdem ... die Kündigung an Herrn Marx erfolgt war, habe ich von letzterem und davon, daß Herr Marx Jude sei, Kenntniß erlangt. Zu Betreff der Gründe zur Kündigung kann ich mich nur an die mir gegebenen halten.“

Wie die Gründe lauteten, sagt der Besitzer der „Vossischen Zeitung“ nicht. Da sich auch der Chefredakteur des Blattes noch nicht geäußert hat, so ist der Thatbestand bisher nicht aufgeklärt; aber es ist klar, daß der Aufklärung dieses Thatbestandes ein politisches Interesse innewohnt.

Deffentlich und mit allem Nachdruck ist die Anklage erhoben worden, daß ein Blatt entschieden freisinniger politischer Richtung, welches dem Antisemitismus stets kräftig entgegen getreten ist, doch für die Anstellung seiner eigenen Redakteure sich von antisemitischen Grundsätzen leiten läßt. Was die Gegner des Freisinnus, Sozialdemokraten, Konservative und Antisemiten zu einem solchen Vorkommniß sagen würden und bereits sagen, ist klar. Man kann nicht Grundsätze wirkungsvoll bei anderen bekämpfen, die man zur Richtschnur des eigenen Handelns zu nehmen für erlaubt hält; das wäre eine politische Taktik, die den gerechten Spott der Gegner und die gerechte Verachtung herausfordern würde. Die Auseinandersetzung zwischen dem gewesenen Redakteur und dem Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“ muß daher im öffentlichen politischen Interesse, im Interesse der inneren Gesundheit des Freisinnus bis zu jenem Punkte fortgeführt werden, wo die Wahrheit oder die Unwahrheit der aufgestellten Behauptungen nicht mehr eine Sache von Treu und Glauben oder der Sympathie und Antipathie, sondern des objektiven Beweises ist.

Der bayrische Abgeordnete von Volkmar, der der sozialdemokratischen Partei angehört, hat eine bemerkenswerthe Rede gehalten. Gegen die wirtschaftlichen Grundsätze der Sozialdemokratie sagte er kein Wort; dagegen bekannte er rein politische Anschauungen, die wenigstens als ein Allgemeinut der Partei nicht bezeichnet werden können. Er verwarf eine revolutionäre Erhebung; die Revolution soll sich allein in den Köpfen der Bürger vollziehen; sie soll eine Revolution der Anschauungen sein. Er sagte den vor dem despotischen Rußland kriechenden französischen Chauvinisten bittere Wahrheiten, und er proklamirte die einhellige Gegenwehr aller Deutschen gegen jeden auswärtigen Feind. Man kann sagen, diese Ideen verstoßen gar nicht gegen das sozialdemokratische Programm; und es ist gar nicht einzu sehen, warum nicht jeder Sozialdemokrat sich zu diesen Grundsätzen sollte bekennen dürfen. Aber etwas anderes ist es, sie still hegen; das thun gewiß sehr viele Sozialdemokraten; etwas anderes, sie offen und als Programm aussprechen.

In der Art, wie der Abgeordnete Volkmar seine Ideen einanderverreichte, gewann seine Rede einen Hauch von freiem Patriotismus in bestem Sinne, und es scheint, daß diese Färbung bei gewissen sozialdemokratischen Kreisen verstimmt

hat, bei jenen Kreisen, welche die nichtslagende, theatralisch düstere Verschwörerminne nicht missen wollen. So dürfte sich denn zwischen diesen beiden Richtungen innerhalb der Sozialdemokratie wieder ein Mal ein kleiner Gegensatz herausbilden.

Eine besondere Bedeutung messen wir dem Zwischenfall zunächst nicht bei; aber auch er zeigt wiederum, daß neue Lebenskräfte, Keime zur Umbildung sich in der Partei regen, seitdem mit der Beseitigung des Sozialistengesetzes die Stagnation der Verzweiflung und des blinden Hasses gewichen ist; und sie war vor Allem zu fürchten.

Ueber den Verrath des Melinit-Geheimnisses hat nunmehr auch die französische Kammer debattirt, nachdem zuvor die Gerichte gesprochen hatten. Daß nach diesen Erörterungen die Deputirten klaver die Sachlage zu beurtheilen im Stande wären, kann man nicht behaupten. Um den Kriegsminister schaarte sich zwar schließlich eine überwältigende Majorität — aus Patriotismus; aber die meisten dieser Patrioten gingen gequält vom Zweifel nach Hause, ob die Verwaltung auch wirklich das Vertrauen verdiene, das man ihr soeben fereulich votirt hatte. Diese Beklemmungen spiegeln sich jetzt in den französischen Zeitungen.

Es ist in Frankreich wieder einmal durch patriotische Beschönigung das Vaterland gerettet worden. Allein wen täuscht man durch solche Versuche? Man beschwichtigt die eigene Unruhe nicht, und streut auch dem Ausland keinen Sand in die Augen. Man bewirkt nur eins. Man bindet sich selbst, besangen in falschem Patriotismus und in kleinlichem Koterieinteresse, die Hände, und verhindert, daß in energischem Zugreifen das Unkraut ausgerissen werden kann. Das ist ein praktisches Beispiel üblicher Beschönigungskünste, an dem auch wir in Deutschland gerade jetzt lernen können.

Freilich, eine andere Frage ist es: Was sind denn alle diese militärischen Geheimnisse eigentlich werth? Es hat den Anschein, daß keine Nation wichtige Geheimnisse lange zu bewahren im Stande ist. Das begreift sich, da die Zahl der Mitwisser stets so groß ist. Und es verdiente wohl eine Untersuchung, inwiefern Verrath wichtige Entscheidungen in den letzten großen Kriegen herbeigeführt hat. Rechnet man den türkisch-russischen Krieg ab, so dürften diese verhältnißmäßig kleinen Mittel nur eine ganz wichtige Rolle gespielt haben.

Deputirtenkammer und Senat haben sich jetzt geeinigt, die Herabsetzung der Getreidezölle mit dem 10. Juli in Kraft treten zu lassen.

Rückblick auf die parlamentarische Session.

Eine ungewöhnlich arbeitsreiche und lange Session haben sowohl der Reichstag als der Landtag hinter sich, und da viele Personen in beiden Körperschaften thätig sind, so hat das Maß der Arbeit auch ein entsprechendes Maß von Erschöpfung hinterlassen. Auf die Frage, ob der Erfolg der Thätigkeit die Anstrengung lohnt, kann man nur mit dem Dichterwort erwidern: „Nicht rühmen will ich's noch verdammen.“ Es hat Lichtblicke, es hat auch dunkle Stellen gegeben.

Als die erfreulichste Frucht der ganzen Session möchte ich die internationale Konvention über den Eisenbahnfrachtverkehr bezeichnen. Es ist wenig Aufhebens davon gemacht worden, allein in solchen Werken kündigt sich der Geist einer neuen Zeit an, in welcher die auf friedliche Entwicklung des Verkehrs unter den Völkern gerichteten Bestrebungen schwerer wiegen, als die Feinheiten der zünftigen Diplomaten. Vor Zeiten galt es als die höchste Pflicht des braven Mannes, ein treues Mitglied seiner Gemeinde oder der engeren Gemeinschaft zu sein, in welche ihn sein Schicksal einmal gestellt. Der Begriff des „Vaterlandes“ ist vor dem fünfzehnten Jahrhundert kaum aufgegangen. Heute gilt es als die höchste Pflicht des braven Mannes, ein guter Patriot zu sein und die Anhänglichkeit an Korperation und

Gemeinde hat sich mit dieser Pflicht des Patriotismus als sehr wohl erträglich erwiesen. Es wird die Zeit kommen, in welcher es als die höchste Pflicht des braven Mannes gilt, ein guter Weltbürger zu sein, und es wird sich dann zeigen, daß mit der Erfüllung dieser Pflicht ein wohlverstandener Patriotismus sehr gut verträglich ist, und der Chauvinismus wird einst mit denselben Augen betrachtet werden, mit denen wir heute das Pfahlbürgerthum betrachten. Nicht ein Held oder Prophet wird an einem Tage das Weltbürgerthum verkünden, sondern zu dem großen Bau wird langsam ein Stein nach dem andern herbeigetragen.

Der dunkelste Punkt in der abgelaufenen Session war das Rentengütergesetz, über dessen unheilvolle Bedeutung in der Presse noch immer nicht genug gesprochen worden ist. Es gibt nichts, was mit dem Geist der neuen Zeit unverträglich ist, als unab lösbare Renten. Der ganze Geist des Mittelalters läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: „unab lösbare Renten“. Das Lösungswort der neuen Zeit läßt sich in der Fassung aussprechen: „Kurze Kontrakte, lange Freundschaften“. Die unab lösbaren Renten sind das Geheimniß, welches die französische Revolution erklärt; sie sind das Geheimniß, welches den Zusammenbruch des preußischen Staates bei Jena erklärt. Die Unauflöslichkeit privatrechtlicher Verhältnisse ist ein Schlingengewächs, welches das Mark des Baumes aufsaugt und seine Entwicklung hemmt. Wo solche feudalen Zustände herrschen, ist der Wohlstand und damit auch die Kultur in der Entwicklung gehemmt. Es entspricht der Natur der Sache, daß der Mensch im Stande sei, rechtlich bindende Verpflichtungen einzugehen, denn ohne dies käme das Prinzip der Arbeitstheilung nicht zu seinem Rechte. Aber es entspricht ebenso sehr der Natur der Sache, daß der Mensch im Stande sei, jede rechtliche Verpflichtung, die auf seiner Person und auf seinem Eigenthum ruht, durch eine angemessene Geldzahlung abzulösen. Vergeblich hat in Preußen ein Mann wie Stein kommen müssen, der zwischen den beiden Prinzipien, der wirthschaftlichen Freiheit des Einzelnen und der historisch überkommenen Feudalität ein Kompromiß schloß; es mußte nach ihm ein Hardenberg kommen, der mit der Feudalität vollständig brach, um den Staat wieder den ewigen Wurzeln seiner Macht, der in der Brust des Einzelnen ruhenden Arbeitskraft näher zu führen, um den Staat zu retten. Mit der Wiedereinführung der unab lösblichen Renten ist ein Heiligthum von seinem Piedestal heruntergestürzt und die Strafe für den Frevel wird nicht ausbleiben. Und das Alles, ohne daß man einen praktischen Erfolg voraus sieht, der poetischen Laune eines Mannes zu Liebe, der seinen Justus Möjer ohne Kritik gelesen hat, deren dieser Schriftsteller mehr bedarf, als irgend ein Anderer.

Drei große Gesetze sind zu Stande gekommen, die als wirkliche Reformgesetze bezeichnet werden müssen: die Zuckersteuer, die Landgemeindeordnung, das Einkommensteuergesetz, als dessen Anhängel das Gewerbesteuergesetz betrachtet werden muß. Man kann von dem Ministerium sagen, der Geist sei willig gewesen, aber das Fleisch schwach. Ueberall waren mit einem völlig richtigen Blicke die Punkte bezeichnet, wo die Reform einsetzen muß, und insofern ist die Stagnation, die in den letzten Bismarck'schen Jahren herrschte, überwunden. In allen drei Fällen hatte aber die Regierung aus freien Stücken der Reaktion schon diejenigen Zugeständnisse entgegengebracht, die sie sich als Konzession mühsam hätte abhandeln lassen müssen. Und so entging sie dem Schicksal nicht, daß ihr noch schwerwiegende weitere Konzessionen abgehandelt wurden. Ein einziges Mal hat die Regierung den Innern einen entschlossenen Widerstand entgegengestellt: damit aber war ihre Kraft erschöpft. Von nun an ließ sie sich von dem Grundfak leiten, den Konservativen jedes Zugeständniß zu machen und den Liberalen keines. Die Unterfütterung der letzteren war ihr unheimlich, der Widerstand der Konservativen erträglich.

Einen geradezu beklagenswerthen Ausgang haben die Verhandlungen über die Revision des Jagdrechts genommen. Das verderbliche Hegen des Wildes ist gerade unter gesetz-

lichen Schutz genommen. Den durch den Wildstand Beschädigten ist der leidige Trost zu Theil geworden, daß der am schwersten Beschädigte einen Theil seines Schadens auf andere gleichfalls Beschädigte abwälzen darf. Der Beschädigte aber geht frei aus. Die Produktion nützlicher Pflanzen ist für minder wichtig erachtet worden, als die Hegung schädlicher Thiere.

Das Arbeiterchutzgesetz hat einen ungewöhnlichen Aufwand an Arbeit erbringt. Es wäre wohl zweckmäßig gewesen, das Arbeitsfeld zunächst etwas einzuschränken und es den nächsten Jahren zu überlassen, dasjenige nachzuholen, was diesmal verjährt werden mußte. Immerhin mag das Gesetz zu denjenigen gezählt werden, die, wenn man ihre nützlichen und schädlichen Seiten gegen einander aufrechnet, einen erheblichen Gewinn-Saldo ergeben.

Dasselbe gilt von dem Gesetze über die Verwendung der Sperrgelder. Es war schlechthin erforderlich, eine Streitfrage abzuschließen, deren längere Erörterung unerträglich geworden war.

Das Schulgesetz ist zurückgezogen worden unter der Zustimmung aller Parteien, von denen keine einzige bestritten war. Daß es wieder eingebracht werden muß, wenn die Regierung ihrem Programm treu bleiben will, ist zweifellos; ob sie aber die Fähigkeit besitzen wird, den Weg zu finden, auf welchem eine Majorität gewonnen werden kann, ist eine Frage, welche die Zukunft wahrscheinlich verneinend beantworten wird. Wenn über den neu ernannten Kultusminister das Urtheil auch noch nicht endgültig abgeschlossen werden kann, so hat er doch manche gelegentliche Aeußerung gethan, welche Kopfschütteln verurteilt hat. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ein brauchbares Schulgesetz nur zu Stande gebracht werden kann, wenn man mit den liberalen Ideen aufrichtig paktirt.

Dazu ist einweilen wenig Aussicht vorhanden. In den Verhandlungen über die Aufhebung der Getreidezölle hat die Regierung eine Stellung eingenommen, welche die Erwartungen der vorgeschrittensten Agrarier überflügelte. Sie hat sich vermessen, die Getreidezölle in ihrer gegenwärtigen Höhe bis zum Februar aufrecht zu erhalten, im Angesichte des Mangels an Vorräthen, im Angesichte der Thatsache, daß in einzelnen Kreisen die Landräthe einen Nothstand förmlich proklamiren, daß die Thenerung Unruhen hervorruft, welche von jedem politischen Beigeschmack frei sind; Angesichts des Bochumer Prozesses, der die Thatsache enthüllt, daß unter dem gegenwärtigen System der Interessenbegünstigung sich erschreckende Fäulniszustände entwickelt haben. Ihre Hartnäckigkeit wird die Regierung nicht aufrecht erhalten können; sie wird vielleicht darüber fallen. Und das wäre vom freimüthigen Standpunkte aus zu bedauern. Wir hatten auf sehr langsame Reformen uns gefaßt gemacht, aber auf unzweideutige Reformen gehofft.

Alexander Meyer.

Der preußische Etat für 1891/92.

Fast ein volles Vierteljahr nach Beginn des am 1. April anfangenden neuen Etatsjahres ist diesmal erst der preußische Staatshaushalts-Etat durch die Beschlüsse beider Häuser des Landtags zu Stande gekommen. Aus den sechs Wochen, um welche im vorigen Jahre sich die Fertigstellung des Etats über den Beginn des Etatsjahres hinaus verzögerte, ist diesmal die doppelte Zahl geworden. Erklärt sich diese verspätete Erledigung des wichtigsten alljährlichen Gesetzes auch hinlänglich dadurch, daß die Regierung vor Allem auf die vollständige Durchberatung der großen Reformgesetze drängte, so hätte sich doch wohl die Erfüllung des Regierungswunsches mit einer anderen Arbeitseinteilung, welche die rechtzeitige Fertigstellung des Etats gestattete, vereinen lassen. Es hat sich auch hier, wie oft im politischen Leben gezeigt,

daß der erste Schritt auf einer solchen Bahn das Weiter-schreiten ungemein erleichtert. Während im vorigen Jahre dem mit dem neuen Etatsjahre beginnenden rechtlich etats-lojen Regiment fast auf allen Seiten mit Besorgniß ent-gegengefehen wurde, ist diesmal von solcher Besorgniß kaum die Rede gewesen; vorgeherrscht hat die Anschauung, daß man, nachdem man es schon einmal so habe gehen lassen, unbedenklich es auch wiederum so gehen lassen dürfe. Es wird im nächsten Jahre einer nachdrücklichen Mahnung an die Bedeutung der auf den Etat bezüglichen Verfassungs-vorschrift bedürfen, um mit der nachgerade zur Praxis werdenden Verspätung in der Erledigung des Etats wieder gründlich zu brechen.

Der preussische Etat für 1891/92 schließt in Einnahme wie Ausgabe mit 1720,8 Millionen Mark ab, während die entsprechende Ziffer des Etats 1890/91 1591,6 Millionen Mark betrug. Die Steigerung beläuft sich demnach auf die stattliche Summe von 129,2 Millionen Mark, während im vorigen Jahre nur eine Steigerung gegen das Vorjahr um 77,8 Millionen Mark eingetreten war. Insofern es sich um die Einnahme handelt, sind an der Steigerung die drei großen Hauptabtheilungen des Etats, wenn auch nicht im gleichen Maße, beteiligt. Die eigentlichen Staatsver-waltungen, welche die Ministerien des Innern, der Justiz, des Kultus, des Handels sowie die Centralstellen der Ministerien der Finanzen, der Landwirtschaft und der öffentlichen Arbeiten umfassen, tragen, wie sie zu den Einnahmen überhaupt nur die geringste Quote liefern, auch zu dieser Steigerung am wenigsten bei. Sie sind auf 71 Millionen Mark oder um 2,5 Millionen Mark höher als im Vorjahre veranschlagt; der höhere Anjaß für Gerichtskosten und Strafgeelder hat dies in der Hauptsache hervorgerufen. Die zweite Hauptabtheilung des Etats, die allgemeine Finanzverwaltung und die Dotationen umfassend, weist ein Mehr von 14,2 Millionen Mark, 238,1 gegen 223,9 im Vorjahre, auf welches aus den höheren Ansätzen für die Ueberweisungen aus dem Ertrage der Zölle, der Tabaksteuer und der Reichsstempelabgaben herrührt. Zum ersten Mal seit mehreren Jahren fehlt dagegen in dieser Abtheilung die außerordentliche Einnahme, welche sonst der Ueberchuß eines früheren Etatsjahres lieferte und die im Etat für 1889/90 nicht weniger als 35,9 Millionen Mark, im letzten Etat noch 4,8 Millionen Mark betrug. In der dritten Haupt-abtheilung, welche unter der Bezeichnung „Einzelne Ein-nahme-zweige“ einerseits die Erträge der preussischen Steuern, andererseits die Erträge der staatlichen Betriebs-verwaltungen umfaßt, ist allein eine Steigerung um 111 Millionen Mark, von 1300,6 auf 1411,6, vorsehen. Von der Gesamtsteigerung der Einnahmen im Etat um 129,2 Millionen Mark entfallen demnach mehr als fünf Sechstel auf diese Abtheilung. Die Steuern tragen hierzu indessen an Mehr nur 10,9 Millionen Mark und zwar die direkten 5,4, die indirekten 5,2 Millionen Mark bei. Diese Ansätze bedeuten gegen die vorjährigen eine Erhöhung um 3,1 pCt. bei den direkten und um 7,1 pCt. bei den indirekten Steuern. Für die Betriebsverwaltungen ist eine Steigerung um 96,8 Millionen Mark in Aussicht genommen, von denen die Eisenbahnverwaltung allein 78,1 Millionen Mark aufzubringen hat. Die dominierende Stellung der Eisen-bahnverwaltung tritt in dieser Ziffer sofort deutlich hervor.

In anderer Weise wie bei den Einnahmen vertheilt sich die Steigerung des Etats bei den Ausgaben auf die Hauptabtheilungen. Die eigentliche Staatsverwaltung er-fordert einen Mehraufwand von 9,8 Mill. Mk. Wenn trotz-dem diese Abtheilung rechnungsmäßig mit einer Verminderung der Ausgaben um 2,8 Mill. Mk. abschließt, so erklärt sich dies daraus, daß ein Betrag von 12,6 Mill. Mk., der im vorigen Jahre für Besoldungsverbesserungen im Etat des Finanzministeriums ausgeworfen war, jetzt auf die einzelnen Verwaltungen übertragen worden ist. Auf die allgemeine Finanzverwaltung und die Dotationen kommt eine Steige-rung um 57,2 Mill. Mk. Der wichtigste Posten ist hierbei das Anwachsen des preussischen Matrikularbeitrages an das Reich von 155,7 Mill. Mk. auf 188,6 Mill. Mk. Eine

Mehrausgabe für Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden von 28,4 Mill. Mk. hat nur rechnungsmäßige Bedeutung, weil dagegen im Etat der Eisenbahnverwaltung 30,3 Mill. Mk. an Zinsen und Amortisationsbeträgen in Folge der Kon-vention und Kündigung von Eisenbahnprioritätsanleihen in Fortfall gekommen sind. In der dritten Abtheilung, bei den Betriebsverwaltungen, ergibt sich eine Erhöhung der Aus-gaben von 710 Mill. Mk. auf 765,1 Mill. Mk.; dabei ist die Berg- und Hüttenverwaltung mit 16 Mill. Mk. und die Eisenbahnverwaltung mit 35,7 Mill. Mk. beteiligt. Die Letztere würde sogar eine Mehrausgabe von 66 Mill. Mk. aufweisen, wenn ihr nicht durch die bereits erwähnten Konver-sionen eine Zins- und Amortisationslast von 30,3 Mill. Mk. abgenommen worden wäre. Eine besondere vierte Haupt-abtheilung bildet bei den Ausgaben das Extraordinarium, welches diesmal mit 49,9 Mill. Mk. gegen 48,3 Mill. Mk. im Vorjahre abschließt.

Was die Einnahmen und die Ausgaben innerhalb der drei Hauptabtheilungen im Einzelnen anlangt, so gebührt in finanzpolitischer Hinsicht das größte Interesse der zweiten Abtheilung des Etats, welche, wie bemerkt, die allgemeine Finanzverwaltung und die Dotationen umfaßt. Hier kommt der Zusammenhang des preussischen Etats einerseits mit dem Reichsetat, andererseits mit den Etats der Provinzen und Kreise zum Ausdruck. Das künftliche Abrechnungss-ystem, welches durch die Ueberweisungen aus der Reichs-kasse an die Kassen der Einzelstaaten und aus diesen Kassen an die Kassen der Kommunalverbände verschiedener Ord-nung nötig geworden, ist hier in seinen Konsequenzen er-kenubar. Die Abtheilung schließt im Ganzen mit 238,2 Millionen Mk. in Einnahme und 565,6 Millionen Mk. in Ausgabe ab. Die Einnahme beruht vornehmlich auf den Ueberweisungen seitens des Reiches; veranschlagt sind die-selben aus dem Ertrage der Zölle und Tabaksteuer auf 100,2 Millionen Mk., aus der Branntweinsteuer auf 66,8 Millionen Mk. und aus den Reichsstempelsteuern auf 13,4 Millionen Mk., so daß Preußen für das Etatsjahr 1891/92 insgesammt auf Ueberweisungen im Betrage von 180,4 Millionen Mk. rechnet. Bei diesen Ansätzen ist für Zölle und Tabaksteuer ein Mehr von 17,7 Millionen Mk. und für die Reichsstempelsteuer ein Mehr von 2,3 Millionen Mk., für die Branntweinsteuer dagegen ein Minder von 217 600 Mk. im Vergleich zum vorjährigen Etat in Aussicht genommen. Unter den Ausgaben steht zunächst ein Matrikularbeitrag an das Reich von 188,6 Millionen Mk., der demnach den Gesamtbetrag der erhofften Ueberweisungen bereits um 6,2 Millionen Mk. übersteigen würde; ferner eine Ueber-weisung von 35 Millionen Mk. an die Kommunalverbände auf Grund der lex Huene, 10 Millionen Mk. mehr als im Vorjahre. Die Etatsansätze beruhen hinsichtlich aller dieser Posten auf überaus unsicherer Grundlage. So hat, wie der Finanzminister in der letzten Budgetdebatte im Herrenhause mittheilte, der jetzt bereits vorliegende Finalabschluß für das Etatsjahr 1890/91 ergeben, daß nur aus den Erträgen der Zölle, der Tabak-steuer und der Reichsstempelabgaben Preußen 52,9 Millio-nen Mark mehr zugeflossen sind, als im Etat angenommen war; auf der anderen Seite ist der preussische Antheil an dem Ertrage aus der Branntweinsteuer um 4,3 Millionen Mark hinter dem Etatsanschlage zurückgeblieben, während sich gleichzeitig der preussische Matrikularbeitrag um 27,2 Millio-nen Mark über den Etatsansatz hinaus erhöht hat. Be-sonders unzutreffend sind bisher die Ansätze für die Ueber-weisungen an die Kommunalverbände gewesen. Für das Etatsjahr 1890/91 war eine Ueberweisung von 25 Millionen Mark angenommen worden; nach den neuesten Angaben des Finanzministers wird dieselbe den Betrag von 47 1/2 Millio-nen Mark oder nahezu die doppelte Summe erreichen! Den bedeutendsten Posten in den Ausgaben dieser Abtheilung bildet die Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld, für welche nicht weniger als 261,2 Millionen Mark er-forderlich sind.

In der Abtheilung der eigentlichen Staatsverwaltungen, welche mit 71 Millionen Mark Einnahme und 340,2 Millio-

nen Mark Ausgabe abschließt, ist naturgemäß auch der bedeutendste Zuschuß aus den eigentlichen Staatsmitteln, die an letzter Stelle immer durch Steuern aufzubringen sind, erforderlich. Die gesammte innere Staatsverwaltung, welche in allen ihren Zweigen hierher gehört, macht mit einer gewissen Regelmäßigkeit alljährlich größere Aufwendungen nöthig. Im diesjährigen Etat tritt insbesondere der Einfluß der neueren sozialpolitischen Gesetzgebung hervor. So sind im Etat des Ministeriums des Innern für die landwirthschaftlichen Behörden 511 259 Mark mehr ausgeworfen hauptsächlich zur Bestreitung der Kosten der Ausführung des Gesetzes über die Alters- und Invaliditätsversicherung; zur Remuneration der Vorsitzenden der für diese Versicherung errichteten Schiedsgerichte sieht der Etat des Handelsministeriums 223 000 Mark vor, und in demselben Etat ist für die neue Organisation der Fabrikinspektion ein Mehrbetrag von 256 708 Mark gefordert worden.

Unter den staatlichen Betriebsverwaltungen, welche zusammen mit den Steuern die erste große Hauptabtheilung ausmachen, sind zunächst die Domänen und Forsten mit 85,9 Millionen Mk. Einnahme und 41,1 Millionen Mk. Ausgabe zu nennen. Demnächst kommt die Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung mit 140,1 Millionen Mk. Einnahme und 118,9 Millionen Mk. Ausgabe. Weit überragt werden beide Verwaltungen von der Eisenbahnverwaltung, welche in Einnahme 931,1 Millionen Mk. und in Ausgabe 557,8 Millionen Mk. aufweist. Der darnach im Etat angenommene Ueberschuß dieser Verwaltung ist noch um 42,4 Millionen Mk. größer, als der im vorigen Etat angenommene, obwohl für die Steigerung der Kohlen- und Materialienpreise sowie für Gehaltserhöhungen ansehnliche Mehransätze gemacht worden sind; indessen ist hierbei die durch die Konversionen bewirkte Erleichterung dieses Etats in Verzinsung und Amortisation um 30,3 Millionen Mk. noch in Abzug zu bringen. Wie in früheren Jahren, so weist auch im diesjährigen Etat die Eisenbahnverwaltung in ihren Einnahmen eine schnellere Steigerung auf als der Etat in seiner Gesamtheit. Dementsprechend wächst auch von Jahr zu Jahr der Theil, welcher von den Einnahmen auf die Eisenbahnverwaltung entfällt. Während die Eisenbahneinnahmen von den Gesamt-Einnahmen des Staates im Etat für 1889/90 51,1 Prozent ausmachten, haben sie sich im vorjährigen Etat auf 53,4 Prozent und im diesjährigen Etat weiter auf 54,1 Prozent aller Einnahmen gehoben. Summe entscheidender wird demgemäß auch das Uebergewicht, welches der Eisenbahnetat in unseren Staatsfinanzen besitzt. Hervorgehoben sei noch, daß im neuen Etat die Einnahmen aus dem Personenverkehr um 24,8 Millionen Mk., die Einnahmen aus dem Güterverkehr um 50,4 Millionen Mk. höher angelegt sind, als im vorjährigen Etat; dabei sind Ausfälle in Folge von Tarifermäßigungen berücksichtigt für den Güterverkehr von 4¹/₂ Millionen Mk., für den Personenverkehr von 2 Millionen Mk. Da der Etat an Einnahmen aus dem Personenverkehr 232 Millionen Mk. und aus dem Güterverkehr 650 Millionen Mk. vorsieht, so würden diese Erleichterungen für den Personenverkehr 0,86 Prozent und für den Güterverkehr 0,65 Prozent der Einnahmen darstellen!

Für die mißliche Lage, in welche das preussische Finanzwesen durch die Abhängigkeit von den schwankenden Ueberweisungen aus der Reichskasse und von den wechselnden Erträgen der Eisenbahnverwaltung gerathen ist, hat der verantwortliche Leiter der preussischen Finanzverwaltung ein scharfes Auge. In seiner Bndgetrede im Herrenhause hat er es lebhaft beklagt, daß in den sehr bedeutenden Jahresüberschüssen, welche Reichssteuern und Betriebsverwaltungen zeitweilig liefern, ein starker Anreiz liege, auf diese schwankenden Einnahmen dauernde Ausgaben zu stellen; beim Rückgang der Einnahmen blieben aber die dauernden Ausgaben doch bestehen, und daraus ergebe sich die Gefahr einer erheblichen Schwankung in den Abschüssen der allgemeinen Finanzverwaltung. „Eine noch viel größere Gefahr“, meinte Herr Miquel weiter, „liegt in diesen schwankenden Ueberweisungen für unsere Kommunalverwaltungen, welche

ja die Elastizität nie haben können wie der Staat, sondern vielmehr noch auf feste Einnahmen und Ausgaben basiert sind. Wenn diese Ueberweisungen, die ja abhängen nicht bloß von der Zollverfassung, sondern von den jährlichen Ernten, die doch Niemand vorausagen kann, in den Kommunen benutzt werden, um darauf dauernde, bleibende Ausgaben zu machen, so werden sie den Kommunen zum Unheil gereichen, und man kann nur hoffen, daß mit diesen Ueberchüssen in einer weisen und vorsichtigen Weise in den Kommunen verfahren wird.“ Wird sich nicht gerade diese Hoffnung des Ministers als eitel erweisen? Die erst kürzlich dem Landtage zugegangene Uebersicht über die Verwendung der Ueberweisungen in den Kreisen läßt jedenfalls von einer weisen und vorsichtigen Weise der Verwendung nichts erkennen. Der Verquickung der Reichs-, Staats- und Kommunalfinanzien, auf der unsicheren Grundlage schwankender Zolleinnahmen und Betriebsüberschüsse, welche das leitende Prinzip der herrschenden Steuer- und Zollpolitik ist, ist aber damit das Urtheil gesprochen.

M. Broemel.

Das monarchische Gefühl.

II.

Der Nutzen des monarchischen Gefühls.

In seinem theils berühmt, theils berüchtigt genannten Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit“ hat Max Nordau auch ein Kapitel der „monarchisch-aristokratischen Lüge“ gewidmet. Nordau ist geneigt, den Byzantinismus, insbesondere den gebildeter und bedeutender Menschen, für eine bewußte Lüge zu halten, die lediglich zur Erlangung äußerer Vortheile geübt wird. Dann spricht er viel von der „Unvernunft“, der mangelnden Logik in der monarchischen Gesinnung. Auch diejenigen, welche den Ausführungen Nordau's in den einzelnen Punkten zustimmen, werden kaum bestreiten, daß sie im Allgemeinen recht leicht sind. Jedenfalls sind sie von einer unwissenschaftlichen Einseitigkeit. Nordau verkennt meines Erachtens völlig, daß die monarchische Ueberzeugung großen Theils Gefühlsmonarchismus ist; er meint, sie beruhe überall auf „Gründen“. Und doch haben die Meisten nicht eine Ueberzeugung, weil sie Gründe haben, sondern sie haben Gründe, weil sie eine Ueberzeugung haben, d. h. sie suchen die aus angeborenen oder anerzogenen Gefühlen und Instinkten hervorgegangene Ueberzeugung durch allerhand Gründe zu stützen, die dann, so fadenscheinig sie auch sein mögen, ihnen doch unter allen Umständen einleuchten und mit großer Hartnäckigkeit für die eigentlichen Ursachen der Ueberzeugung gehalten werden. Trotzdem aber involvirt die Sinnlosigkeit dieser Gründe noch lange nicht die Worthlosigkeit der Ueberzeugung, sei es für spezielle Zwecke, sei es für die Kulturentwicklung im Allgemeinen.

Sprechen wir also zunächst von der angeblichen „Unvernunft“ der monarchischen Gesinnung. Welchen Sinn, welche Bedeutung hat es überhaupt von der „Unvernunft“ eines Gefühls zu reden?

Eine Analogie! Eines der stärksten Gefühle, das wir kennen, ist die Mutterliebe. Die mütterlichen Instinkte sind ungemein verbreitet, sie reichen bis in die Thierwelt hinab und sind dort vielleicht noch stärker als beim menschlichen Geschlecht vertreten. Jeden Tag kann man sehen, wie eine Heime ihre Jungen unter Lebensgefahr gegen einen zehnmal stärkeren Feind zu vertheidigen bereit ist. Tritt nun dies Gefühl bei einer Mutter lebhaft ins Bewußtsein, so verbindet es sich naturgemäß mit gewissen Vorstellungen und Gedanken. Die Mutter meint, ihr Kind sei das schönste und beste der Welt, oder wenn diese Meinung doch gar zu schreiend mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, so glaubt

sie doch, daß gerade ihr Kind vor allen anderen der Liebe werth und der Erhaltung würdig sei. Ist nun das fragliche Kind zufällig ein besonders mangelhaftes Exemplar des menschlichen Geschlechtes, ist es körperlich und geistig verküppelt, so sind die eben angeführten Gedanken der Mutter gewiß thöricht und unverständlich. Während es rein objektiv ein Glück für Kind, Mutter und Menschengeschlecht wäre, wenn das Kind möglichst rasch zu Grunde ginge, steigert sich gerade in Folge der Kränklichkeit und Hilflosigkeit des Kindes die mütterliche Liebe und setzt alle ihre Kräfte an dessen Erhaltung. Man wird einem solchen Verhalten schwerlich seine Sympathie verjagen können; aber bei rein logischer Erwägung wird man zugeben müssen, daß hier das Gefühl der Mutterliebe, oder richtiger ausgedrückt, daß die Gedanken und Thaten, in denen sich dies Gefühl äußert, durchaus unvernünftig sind. Ja, erblickt man in der mütterlichen Liebe überhaupt weiter nichts als die subjektive Ueberzeugung, daß gerade die eigenen Kinder und nur die eigenen Kinder ganz besonderer Liebe und Pflege bedürfen, so wird man — ganz im Allgemeinen und in einem gewissen Sinn — das Gefühl selbst „unvernünftig“ nennen dürfen. Und so wird sich wohl bei allen menschlichen Gefühlen, sobald sie als Gedanken oder Ideen ins Bewußtsein treten, eine gewisse Irrationalität nachweisen lassen. Etwas völlig anderes ist es nun aber, wenn man nach dem Effekt und dem Nutzen fragt, der sich aus dem Vorhandensein der mütterlichen Gefühle für die Menschheit ergibt. Was bewirkt die Thatfache der Existenz dieser Gefühle in den Herzen von Millionen Frauen und was würde ihr Fehlen für Folgen nach sich ziehen? Was würde aus einem Geschlechte werden, bei dem die Mütter ihre hilflosen und ohne Pflege dem Untergange preisgegebenen Nachkommen als gleichgültig oder lästig empfänden? Bei dieser Fragestellung ergibt sich die Antwort von selbst: das Gefühl der Mutterliebe ist für die Erhaltung des Geschlechtes nicht nur überaus werthvoll, sondern einfach notwendig. Und so muß man es auch — wieder in einem gewissen Sinne — als im höchsten Grade „vernünftig“ bezeichnen.

Bei der kritischen Betrachtung eines Gefühls haben wir also zwei Seiten zu unterscheiden, eine subjektive und eine objektive. Man kann einmal die Gedanken, in denen ein Gefühl im einzelnen Individuum zum Ausdruck gelangt, einer Prüfung unterziehen und diese vernünftig oder unvernünftig nennen; man kann aber auch fragen, was denn das Vorhandensein dieses Gefühls für die Menschheit bewirke, ob es einen Schaden oder einen Nutzen der Allgemeinheit bringe, und danach den Werth oder Unwerth, die „Vernünftigkeit“ oder „Unvernünftigkeit“ des Gefühls bemessen.

Machen wir hiervon die Anwendung auf das monarchische Gefühl, so ergibt sich leicht, daß Nordau lediglich bei der subjektiven Seite stehen geblieben ist. Hält man dies fest, so kann man seinen Ausführungen in den einzelnen Punkten ohne große Einschränkung zustimmen. Wenn ein überzeugungsvoller Royalist seine monarchischen Gefühle in Gedanken umsetzt und meint, sein vielleicht junger und unbedeutender Fürst sei der Inbegriff aller Hoheit und Weisheit, er sei von Gottes Gnaden einer besonderen Autorität und Erluchtung theilhaftig geworden und verdiene in höherem Maße als alle anderen Menschen Ehrfurcht und Liebe, so ist das gewiß sehr naiv, sehr „unlogisch“ und „unvernünftig“. Dies bedarf bei vorurtheilslosen Menschen keines Beweises. Aber diese subjektive Seite der Frage allein interessiert uns nicht. Mögen die Gedanken, in denen sich das Gefühl äußert, noch so thöricht und unsinnig sein, jedenfalls ist kein unbestreitbares Dasein in Tausenden von Herzen eine objektive und reale Thatfache, die sich durch Gründe nicht wadisputiren läßt und die sich für unsere Kultur in der einen oder anderen Hinsicht doch vielleicht als vortheilhaft erweist. Für den praktischen Staatsmann ist das monarchische Gefühl der großen Menge jedenfalls eine Macht, mit der gerechnet werden muß, eine Macht, die ebenso real ist, wie die Macht der Kanonen oder des Geldes. Für den theoretisirenden Philosophen aber ist es ein interessantes Phänomen, das nach Ursprung, Entwicklung und Wirksamkeit eingehende

Untersuchung erheischt. Eine solche Untersuchung kann natürlich nicht der Gegenstand dieser kurzen Betrachtungen sein. Ich muß mich hier mit der Frage begnügen, ob und in wie weit das monarchische Gefühl einen Nutzen für die Allgemeinheit bringt oder doch gebracht hat.

Es ist eine überaus bemerkenswerthe Thatfache, daß jeder Organismus — diesen Begriff in seiner weitesten Bedeutung genommen — diejenigen Gefühle selbst produziert, die für seine Erhaltung notwendig oder doch förderlich sind. So ist die Aufnahme von Nahrung bei Mensch und Thier mit Lustgefühlen, der Mangel an Nahrung mit Schmerzgefühlen verknüpft. Diese Gefühle sind, wie unmittelbar ersichtlich, für die Erhaltung des Individuums überaus nützlich: sie sind individual-erhaltend. In analoger Weise dienen die Lustgefühle, welche bei der Paarung auftreten, der Erhaltung der Gattung: sie sind Gattung-erhaltend. Wir müssen hier beim Menschen wieder das subjektive Bewußtsein beim einzelnen Akt und dessen objektiven Erfolg auseinanderhalten. Das Individuum erstrebt bei seiner Handlung häufig ausschließlich das Gefühl der Lust, während es die Folgen dieser Handlung, (hier also die Fortpflanzung der Gattung), außer Acht läßt, jedenfalls nicht immer bewußt erstrebt, ja in einzelnen Fällen direkt verabsieht und zu verhindern sucht. Trotz alledem müssen wir aber als den eigentlichen Werth, als den objektiven Nutzen, oder um einmal teleologisch zu reden, als den „Zweck“ der in Rede stehenden Gefühle die Erhaltung unseres Geschlechtes bezeichnen. Ähnliches gilt aber von allen übrigen Gefühlen, insbesondere den sogenannten „moralischen“. Sie alle befördern in irgend einer Weise die Erhaltung oder Wohlfahrt, sei es der Menschheit, sei es einzelner Völker oder Bevölkerungsgruppen, gewisser Rassen, der Familie des einzelnen Individuums, oder auch, was auf dasselbe hinausläuft, bestimmter Kulturereignisse, wie des Staates, der Ehe u. s. f. Bequerien wir alle diese Institutionen unter dem Bilde von Organismen, so können wir, wie oben, auch umgekehrt sagen: Jeder Organismus schafft sich, oder wenn dies zu anthropomorphistisch klingt, jeder Organismus hat die Gefühle, die seiner Erhaltung notwendig oder förderlich sind.

Nach dem Gesagten ist es einleuchtend, welche Bedeutung dem monarchischen Gefühle zukommt: es ist in hohem Maße werthvoll für die Erhaltung der Monarchie. Würden alle Bürger eines Staates ohne Ausnahme starkes monarchisches Gefühl besitzen, und würde sich dieses Gefühl in derselben Stärke und Regelmäßigkeit erblich auf die Nachkommenschaft übertragen, wie die Lust an Speise und Trank, so würde der Bestand der Monarchie für ewige Zeiten gesichert sein. Sinequaten kann, wer heute Verstandesmonarchist war, morgen schon Republikaner sein. Dem Grande lassen sich widerlegen oder können, wenn sie auch zu einer Zeit Geltung befehlen haben, zu einer anderen Zeit unter geänderten Verhältnissen hinwählig werden. Aber starke Gefühle sind für Gründe unzugänglich, sie sind dauerhaft und zäh und regen stetig zu gesinnungstüchtigem Verhalten an, der gespannten Feder gleich, welche ein Uhrwerk durch ununterbrochenen Druck in Bewegung erhält. Es ist also einleuchtend, daß das monarchische Gefühl in hohem Maße für die Erhaltung der Monarchien nutzbringend war und nutzbringend ist.

Mit dieser ziemlich selbstverständlichen Einsicht ist nun freilich vorläufig nur ein durchaus relativer Nutzen des monarchischen Gefühls zum Ausdruck gekommen. Wie gewisse Erscheinungen, z. B. die Erhaltungsinstinkte der Raubthiere, gleichzeitig das Prädicat nützlich und schädlich verdienen, — nämlich nützlich für den Bestand der eigenen Rasse, — schädlich für die Menschen und andere friedliche Geschöpfe, so erweist sich auch das monarchische Gefühl zwar als werthvoll und förderlich für die Monarchie, aber ebenso gewiß als nachtheilig für die Bildung einer anderen Staatsform, einer Oligarchie oder Republik. Wer indessen von der absoluten Vortrefflichkeit der Monarchie überzeugt ist, wer für ihre Vorzüglichkeit gegenüber anderen Staatsformen stichhaltige Gründe aufzuweisen hat, für den erscheint

der Nutzen der monarchischen Gefühle nicht mehr als ein relativer, sondern als ein absoluter, will sagen als einer, der für die Menschheit im Allgemeinen gültig und unbestreitbar ist. Der Verstandesmonarchist muß also wünschen, daß die große Menge gerade die Gefühle hat, die er nicht theilen kann. Er steht dem gefühlsmäßigen Royalisten etwa so gegenüber, wie der Atheist, welcher einen religiösen Glauben für die einzig mögliche und erprießliche Form der Sittlichkeit für die Masse des Volkes erachtet, einem überzeugten und frommen Christen gegenübersteht: er billigt bei Anderen das, was er für seine Person ablehnt. Und wenn er auch die aus dem monarchischen Gefühl entspringenden Ideen vom Gottesquodentum und der höheren Werthigkeit eines Monarchen für Illusionen hält, so hält er sie doch für nützliche Illusionen, die der monarchische Staat mit Recht allseitig zu züchten sich bemüht. — Beiläufig bemerkt, kann natürlich eine solche Züchtung monarchischer Gefühle nicht sowohl durch Belehrung, durch eine Erklärung der Zweckmäßigkeit monarchischer Institutionen bewirkt werden, denn hierdurch würden ja immer wieder Verstandesmonarchisten erzeugt, als vielmehr durch Spekulation auf die mythischen Neigungen und Heerdeninstinkte der Menschen, also etwa dadurch, daß man durch Glanz, umständliches Ceremoniell und durch allseitig geübte, eventuell staatlich erzwungene Ehrfurchtsbezeugungen den Herrscher aus dem Kreise des gewöhnlichen Volks heraushebt, und ihn so tatsächlich zu einem Wesen höherer Art stempelt, das an sich Furcht und Bewunderung erregt. — Zugugeben ist freilich, daß ein Verstandesmonarchist, der beim besten Willen selbst keine monarchischen Gefühle produziren kann, der sie aber im Interesse der Monarchie zu pflegen für nöthig hält, oft in unerquicklichen inneren Zwiepsalt gerathen muß, daß er durch seine Ueberzeugung leicht zu stetiger Heuchelei und Lügenhaftigkeit veranlaßt werden kann, während der Gefühlsmonarchist ebenso wie der überzeugte Republikaner mehr ein Mensch aus einem Gusse ist, bei dem sich Fühlen, Denken und Handeln in wohlthunender Harmonie befinden.

Ich habe bei meinen bisherigen Betrachtungen ausdiesließlich die Gegenwart und unsere Kulturvölker im Auge gehabt. Viel leichter ist es natürlich, aus der Vergangenheit oder aus dem Verhalten primitiver oder halbcivilisirter Völkerschaften den Nutzen, ja beinahe die Nothwendigkeit des monarchischen Gefühls nachzuweisen. Alle Kultur kann sich nur durch die gemeinsame Arbeit vieler, also auf Grund irgend einer staatlichen Organisation entwickeln. Es scheint aber, daß eine solche Staatenbildung nur an der Hand von Häuptlingen, „Medicinnägeln“, Patriarchen oder was die ersten Herrscher sonst gewesen sein mögen, vor sich gehen konnte. Ein gemeinschaftliches Handeln, insbesondere kriegerische Unternehmungen gegen äußere Feinde, forderten nothwendig die Unterordnung unter einen Führer. Schon diejenigen Thiere, welche heerdenweise leben, folgen einem leitenden Männchen. Und indem grausame Despoten auseinanderstehende Elemente gewaltsam zusammenführten und unter ein Joch beugten, erzogen sie die wilden Horden zu gemeinsamem Wirken und führten sie unbewußt einer Organisation entgegen, die wenigstens die Möglichkeit einer höheren Kulturentwicklung in sich schloß.

„Die Abneigung gegen gewisse Regierungsformen“ — sagt Herbert Spencer — „darf uns nicht verhindern einzusehen, wie sehr sie ihren entsprechenden Verhältnissen angepaßt sind. Mögen wir auch die gewöhnliche Auffassung des Ruhms verwerfen, mögen wir auch den Despotismus gründlich verabscheuen und wenig geneigt sein, wie Schulknaben und Militärs jedem despotischen Eroberer den Beinamen „der Große“ zu geben, — mögen wir auch das Hinopfern ihrer eigenen, so gut wie fremder Völker in ihrem Streben nach Universalherrschaft als riesenhafte Verbrechen beurtheilen — so dürfen wir doch auch nicht die Vortheile ableugnen, die gelegentlich aus den von ihnen vollzogenen sozialen Verschmelzungen entstanden sind. Weder die Abschachtung von Untertanen, wie sie die römischen Kaiser übten, noch die bei den Potentaten des Ostens gewöhnliche Ermordung ihrer Verwandten, noch die Verarmung ganzer Nationen

in Folge der schamlosen Expreßungen von Seiten ihrer Tyrannen dürfen uns so in Anspruch nehmen, daß wir das Gute nicht mehr zu erkennen vermögen, was unter gewissen Umständen durch die unbegrenzte Gewalt eines höchstehenden Menschen zu Tage gefördert worden ist. Auch die Erinnerung an Folterwerkzeuge, Birkenverleije und lebendig eingemauerte Opfer darf uns der Wahrheit nicht verschließen, daß vollständige Unterwerfung des Schwachen unter den Starken, so gewissenlos sie auch oft ausgebeutet wurde, doch zu manchen Zeiten und an manchen Orten unumgänglich nothwendig war.“

Daß aber eine starke Alleinheerrschaft wirklich die einzig mögliche Form bei der ersten Bildung staatlicher Organisationen ist, dafür liefert uns die Völkerkunde und Soziologie zahlreiche Belege. Alle jene primitiven Völker, welche gar keine Herrscher anerkennen, welche wie die Nkobaren-Suzulauer es gar nicht fassen können, „daß einer über so viele Gewalt haben sollte“ (Kink, bei Bastian II 384), kennen nicht gemeinsames Handeln und Leben auf niedriger Kulturstufe; sie gleichen, wie Baegert von den Nieberkaliforniern aus sagt „Heerden von wilden Schweinen, die nach ihrem eigenen Belieben herumlaufen, heute beisammen sind und morgen sich wieder zerstreuen, bis sie zufällig in einer späteren Zeit sich wieder zusammenfinden“. Dahingegen finden wir bei primitiven und halbcivilisirten Völkern, welche einen Herrscher anerkennen, und die meist gar bald einem oft grausamen Despotismus verfallen, mit einem staatlichen Gemeinwesen auch Spuren höherer Kultur. Sehr interessant ist, was uns Vater in den „Ethnological Transactions“ (1867) von unmittelbar benachbarten afrikanischen Stämmen berichtet. Mit dem Eintritt in Unyoro, sagt er, gehen wir plötzlich von unbekleideten, führerlosen Stämmen, von der rohesten Wildheit zur Halbkultur, zu einem Lande über, das von einem rücksichtslosen Despoten regiert wird, der die geringfügigsten Vergehen mit Tod oder Folterqualen bestraft, zu einem Lande jedoch, wo sie eine entwickelte Verwaltung, Gouverneure, Steuern, gute Kleidungen, Kunstfertigkeiten, Landbau und eigenliche Baukunst besitzen.*

Diese Fähigkeit oder Unfähigkeit, sich zu gemeinsamem Handeln in größeren Völkerguppen zusammenzuschließen, gründet sich aber naturgemäß auf eine gewisse psychische Veranlagung, die freilich selbst wieder durch äußere Verhältnisse gefördert bzw. verflümmert sein kann. Ich komme wieder zu den Gefühlen und Instinkten der hier in Frage kommenden Stämme. Während wir auf der einen Seite — gewöhnlich in Verbindung mit Nomadeninstinkten — ein angeborenes Unabhängigkeitsgefühl, einen starken Widerwillen gegen allen Zwang und Mangel an jeglichem Gefühl für menschliche Autorität wahrnehmen, finden wir auf der anderen Seite Bewunderung und Angst vor dem Starken, Empfänglichkeit für Suggestionen, sklavische Unterwürfigkeit. Dazu tritt jene Leichtgläubigkeit, welche den durch körperliche oder geistige Fähigkeiten hervorragenden Menschen als den Besitzer von übernatürlichen Kräften mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, welche sogar nach dessen Tode durch die Furcht vor seinem Geiste zur Erfüllung seiner hinterlassenen Gebote antreibt und seine Nachkommen mit einem göttlichen Nimbus umgibt. — Hieraus folgt aber, daß Tugenden, die wir heute als Tugenden eines charaktervollen Mannes schätzen, daß Unabhängigkeitsjinn und Liebe zur Freiheit zu gewissen Zeiten und bei noch nicht genügend entwickelter Intelligenz schädlich waren, indem sie einen sozialen Fortschritt hinderten; daß aber Unterwürfigkeit und sklavischer Sinn dadurch, daß sie ein Zusammenwirken vieler und eine Staatenbildung ermöglichten, die erste Stufe zu einer höheren Kultur erschlossen. Damit wäre aber auch der relative historische Nutzen der monarchischen Gefühle, oder besser seine Nothwendigkeit für vergangene Zeiten erwiesen.

(Ein Schlussartikel folgt.)

R. Erdmann.

*) Vergl. Herbert Spencer, Soziologie. Bd. III. § 442.

Cypern im Alterthume.

Eine historische, kultur- und kunstgeschichtliche Skizze.

Schriftquellen und Ausgrabungsergebnisse lehren, daß das Eiland seiner reichen Kupferlager und deren früh begonnenen Ausbeute wegen die Anfänge seiner Kultur in dieselbe frühe Zeit zurückdatirt, wie Mesopotamien und Aegypten. Nach dem Geologen von Fritsch scheint festzustehen, daß überhaupt Morgenland und Abendland all ihr Kupfer von Beginn an ursprünglich aus Cypern allein erhielten.

Die bisher von mir nachgewiesenen ältesten Schichten gehören zwar schon einer Metallzeit, einer offenbar der Bronzezeit vorangehenden Kupferzeit an; aber alle Anzeichen sprechen dafür, eine metalllose Steinzeit als Kulturbeginn anzunehmen. Bisher hat mir noch niemand nach der Steinzeit auf Cypern gesucht.

Ehe der Mensch Kupfererz auf Kupfer technisch zu verarbeiten gelernt hatte, ist Cypern sicher bewohnt worden. Vom Taurus Klein-Asiens wie vom Libanon Syriens jahen nomadisirende Jäger und Hirten bei klarem Wetter ein schönges Bergland aus dem Meere aufsteigen. War einmal dem leidenschaftlichen Jäger der erste Bejuch der Insel auf ruhgezimmerten Floß in einer schönen Sommerwoche gelungen, dann fehlte es gewiß nicht an Nachahmern, die allmählich zur Bevölkerung der Insel führten. An Wild aller Art, besonders an Hirschen und Mufflons, an eßbaren Früchten, Pflanzen und Wurzeln war Ueberfluß.*) Als dann aus den durch Wald und Flur mit Steinwägen, Holzspeer und Steinwaffen wandernden Jägern nomadisirende Hirten wurden, als die Züchtung der Hausthiere begann, zeigte sich, wie reich die Weiden gerade auf dieser östlichen Insel im Mittelmeer waren. Das Wasser strömte damals von allen Seiten in reichhaltiger Fülle in die fruchtbaren Täler, wie heute noch an einzelnen Plätzen zu Rhyrea und Lapithos im Norden, zu Levkara und Guryfu im Westen, zu Episkopi und Koloßi im Süden des Eilandes.

Neben dem Thierreichthum und üppigen Pflanzenwuchs muß der Waldreichthum besonders von jener Zeit an den Menschen nach Cypern gelockt haben, als die Schifffahrt begann, und als man viel Pech und Theer zum Häuserbau und Schiffbau gebrauchte. Trieben ja noch 1878, als ich auf Cypern landete, die Pechfieder und Harzspäner allerorts im Hochgebirge und Hochwalde ihr Wesen und Unwesen. Das geschah in so großem Maßstabe, daß ein lebhafter Pech- und Harzexporthandel möglich war. Erst die Engländer räumten damit auf.

Nicht das Kupfer hat denn auch der Insel den Namen gegeben, sondern das Metall empfing erst von der pech- und harzreichen Insel, der Gopher-, der Kupru-Insel den Namen. Ebenso ist die Cypresse, erst nach dem Pech und Harz, das aus ihr gewonnen wurde, benannt. Unger und Kotlich haben als eigentliche cyprische Gopher-Kupru-Pflanzen die Cistren erkannt und besonders *Cistus creticus*, die Hauptlieferantin des ebenfalls den Hebräern unter den Namen Lot, den Assyrern unter den Namen Laduna (Schrader) bekannten Ladanum-Harz.

Es scheint mir darnach nicht unwahrscheinlich, daß das Kaphor oder Kaptor der Bibel der alte Name für mehrere dieser harz- und pechreichen Inseln, besonders für Kreta und Cypern war. Aus diesen Inseln wären die kriegerischen

Philistim und Kaphorim der Bibel früh nach Kanaan eingewandert, wie andererseits der bei den Aegyptern Kapt, Kaptu genannte Volksstamm früh in Cypern mächtig wird. Auch dieses ägyptische Wort Kapt, Kaptu für ein Küsten- und Inselland weist auf dieselbe Wurzel.*) Gerade von den beiden Inseln Kypros und Kreta kommt noch heute viel Ladanumharz in den Handel. Mit dem Worte Kupru und Gopher bezeichneten Assyrer und Hebräer sowohl Harz, als aus Holz gewonnenes oder der Erde entnommenes Pech. Das Ladanum spielt noch heute in der Pharmakopoe seine Rolle.

Im Mai und Juni schwidern die Stengel- und Blattheile der Cistren ein ebenso wohlriechendes wie heilkräftiges Harz aus. Die auf den weiten Flächen dieser Cistrengebirge (Bistargias vom Cypristen genannt) weidenden Ziegen sammeln es an ihren Bärten und Füßen. Die Hirten schneiden dann die reichlich Harz haltenden Haarränge ab und kochen das Harz aus.

Sachau, der bekannte Direktor des Seminars für orientalische Sprachen, hatte die Güte mich darauf aufmerksam zu machen, daß bei den assyrischen Baukunden nie die Angabe von Pech (Kupru) fehle.

Der Reichthum an Holz, besonders an dem vorzüglichsten aller Hölzer des Alterthums, dem Cypressenholz, muß schon früh auch die Kyprer zu guten Holzschneidern und Fabrikanten von Luxusmöbeln gemacht haben. *Cupressus horizontalis* war auf dem Kalkgebirge der cyprischen Nordküste von jeher aufgedacht. Als Sargon II. am Seegeßade von Kitton-Karthago, dem Karti-hadas(s)ti der Keilschrift, seine Siegestele um das Jahr 707 v. Chr. errichten ließ, da verfehlte er nicht, auf der Inschrift die Geschenke der cyprischen Könige namhaft zu machen, neben Gold und Silber, Geräte aus KAL**)-Holz und KU-Holz, dem Schatz ihres Landes (Eb. Schrader).

Die griechische Sage setzt zwar den Dädalos, den berühmten Holzbildhauer, nach Kreta. Aber auch auf Kypros blühte die Schnitzkunst hölzerner Götterbilder. Die ältesten Schichten bergen zwar noch keine thönernen Brettidole, die zweifellosen Nachbildungen hölzerner Vorbilder. Beginnt dann aber das Hirten- und Ackerbau-Volk, das uns gleich näher beschäftigen soll, den bilderlosen Fetischdienst aufzugeben und anthropomorphe Götterbilder anzubeten, dann sind es zuerst stets Brettidole. Die hölzernen verfaulten, die thönernen Nachbildungen erhielten sich. Das Antiquarium der Berliner Königl. Museen hat in der cyprischen Abtheilung, die vorläufig im großen Treppenhaus aufgestellt ist, einige der besten Typen dieser Gattung, die von mir stammen. Diese Thonbretter sind wie Holz braunroth polirt. Die Ornamente und sonstigen Details für die Gewandung und deren Muster u. s. w. sind roh in den Thon geritzt und mit weißer Masse, Kalk, Gyps oder Kreide künstlich ausgefüllt.

Von den rein nomadisirenden Jägern und Hirten ist schwer durch Ausgrabungen etwas festzustellen. Erst wenn die Hirten beginnen zu einem wenigstens theilweise sesshaften Leben und dem Beginn des Ackerbaues überzugehen, wenn sie in Niederlassungen und Gemeinden zusammen wohnen, konnte sich auch die schöne Sitte, der Todten durch besondere Gebräuche und Bestattungsweisen zu gedenken, sie durch reiche mitgegebene Geschenke zu ehren, weiter herausbilden.

Die Stammväter der Hebräer werden uns als Hirten geschildert. Ebenso die schon kriegerischen Fürsten der homerischen Epen.

Auf Cypern hat es eine große Periode eines

*) Es ist erstaunlich zu sehen, wie viele eßbare Dinge Mutter Natur auf Cypern dem auch heute noch so anspruchsvollen Volke fertig ohne nothwendig werdenden Kochprozeß auf den Speisetisch legt. Sit auch vieles darunter, an das sich unser Gaumen schwer oder überhaupt nicht gewöhnt, so gedeihen wild gewisse Salat- und Gemüsearten, die wegen ihrer Zartheit und Schmackhaftigkeit der Tafel jedes Gourmands willkommen wären. Ich erwähne nur die wilden Spargel und wilden Artischocken und eine als Suppengemüse verwandte Walvenart.

*) Bereits hat Steindorff in einem mir im Manuscript freundlich zu Verfügung gestellten Vortrag das Kaptu oder Keiti der ägyptischen Hieroglyphen-Inschriften mit Cypern als die wahrscheinlichste Eventualität identifizirt.

**) Schrader schlägt aus epigraphisch-linguistischen Gründen vor, unter KAL-Holz das Holz von Eiche und Zerebinthen und unter KU-Holz allerlei Nußholz zu verstehen.

reichverzweigten Hirtenvolkes als Urbevölkerung, oder als ältestes eingewandertes Volk gegeben. Es ist sicher kein semitisches, sondern höchst wahrscheinlich ein indogermanisches und arisches.

Als ich zum ersten Male die cyprische Kultur im Alterthume mit Hilfe meiner zehnjährigen Ausgrabungen richtig einzutheilen lehrte, habe ich auch dieses, die fruchtbaren Gegenden und wasserreichen Plätze und Flußufer ansiedelnde Hirtenvolk quer durch die Insel von Kapithos im Norden bis nach Amathus im Süden in Hunderten von Gräbern und zahlreichen Niederlassungen nachgewiesen. Beinahe kein Grab, das nicht wenigstens ein oder zwei große Milch- und Melkchüßeln mit doppelten röhrenförmigen Löcherpaaren zum Aufhängen und Ausgießen gehabt hätte.*) Die ältesten Thongefäße sind zuerst mit Form und Dekorationen, theils Kürbisgefäßen, theils Holzgefäßen, theils aus Blättern und Binjen geflochtenen Gefäßen nachgebildet. Noch heute machen sich die Cyprischen Holz-, Kürbis- und Flechtgefäße**) und Geräthe, welche Vorbilder zu den alten Vasen abgeben können. Ich habe darüber in der Sitzung am 10. Jan. v. J. vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft einen nachher in den Sitzungsberichten gedruckten und illustrierten Vortrag mit Demonstration vor den Originalen gehalten.

Waffen und Werkzeuge aus Metall, erst Kupfer, dann schwach zinnhaltige Bronze treten im Anfange spärlich, dann häufiger auf.

Dieselben primitiven Waffen, Meißel und Dolche, vielfach aus reinem Kupfer, wurden in Menge bei Merina (von von Luschan; auf Arados (Stücke jetzt im American College zu Beirut) einzelne auch zu Sindscherly im Lande Samal (von von Luschan und Koldewey) gefunden. Ferner sehr zahlreich in Hissarlik-Troja, (Schliemann), in Ungarn (von von Pulszky und Hampel konstatiert), in Oesterreich (von Dr. Much nachgewiesen). Ja ein analoger Kupfermeißel, offenbar cyprischen Fabrikates, ist sogar bei Siebichenstein in der Nähe von Halle gefunden (von mir im Provinzialmuseum zu Halle gesehen).

Neuerdings sollen in Italien, wie mir mein Freund Prof. Naue in München mittheilt, auch solche frühen cyprischen Kupferwaffen oder schwach zinnhaltigen Bronzewaffen in einer frühen Schicht gefunden sein. So weit ich die Objekte selbst sah, kann man sie bei genügender Liebhabung und Erfahrung durch gewisse Eigenthümlichkeiten und untrügliche charakteristische Merkmale der Form und der Technik in zwei Gruppen sondern: erstens in solche, die auf Cypern selbst gemacht und im hohen Alterthume in die beschriebenen Länder exportirt wurden, sei es im Wege des Zwischenhandels oder direkt, und zweitens in solche, die mit cyprischem Kupfer in den verschiedenen Ländern den cyprischen Fabrikaten nachgebildet wurden.

Verdankt so Cypern den Beginn seiner Kultur seinem Reichthum an Bergen, Wild, Wald und Weide, die Weiterbildung seinen fruchtbaren, dem Ackerbau überaus günstigen, weiten Ebenen, so die Höhe der einstigen so glanzvollen Kultur seinen hohen so früh entwickelten und ausgebeuteten Kupfererschätzen.

Cypern hat nie eine ägyptische oder mesopotamische Kultur, sondern von Anfang an eine eigenartige Kultur gehabt, die sich sogar dann nicht verleugnet, wenn in der Diadochenzeit unter den ptolemäischen Königen der ganze Osten hellenisiert wird. Wie die Funde beweisen, gelangten zwar schon sehr frühe ägyptische, mesopotamische und syrische Kleinkunstwerke in sehr alte Fundschichten der Insel. Doch fehlen diese in der ersten Hälfte der Kupfer-Bronzezeit noch

*) Die cyprischen Hirten benutzen noch heute ähnlich geformte mit Ausgießern und Henkeln versehene rohe Thongefäße zum Melken.

**) Kleine aus Palmenblatttheilen geflochtene Schachteln dienen heute dem Hirten zum Aufbewahren seines Mundvorrathes an Oliven und Käse. Ich fand die antiken solchen Palmenblattschachteln nachgebildeten Thongefäße im zweiten Jahrtausend v. Chr. Aus Palmenblätter geflochtene Körbe werden bereits im Alterthume erwähnt. Theophr. 2, 6, 11,

ganz. Deshalb kann auch in dieser Zeit, in der die aus freier Hand ohne Töpferischeibe gemachten Thongefäße nie bemalt sind, kein direkter Tauschhandel mit rohem und verarbeiteten Kupfer zwischen Cypern, Syrien, Mesopotamien und Aegypten stattgefunden haben, sondern nur ein indirekter durch Klein-Asien. Die in jenen um Cypern herumliegenden Ländern gemachten Funde kooperiren mit den cyprischen.

Bekanntlich schildert Homer im Gewande seiner Zeit die Sagen einer viel älteren, der ein geschichtlicher Hintergrund nicht gefehlt hat. Schliemann hat in Hissarlik jene uralte Troja-Kultur, die Vorwürfe zu den homerischen Gesängen, gefunden. Die bisher beschriebene cyprische entspricht dieser trojanischen so vollkommen, daß J. Dümmler nach Prüfung meiner Forschungsergebnisse von einer Identität der Bevölkerung an beiden Plätzen reden konnte, freilich eine in dieser Weise kaum stichbare Behauptung. Wahrscheinlich haben wir es mit verschiedenen Stämmen einer einheitlichen Volksgruppe zu thun, die auf derselben Grundlage eine vielfach verblüffend ähnliche Kulturentwicklung durchgemacht haben, daneben aber lokale Unterschiede allerorts zeigen. Diesen frühen Kulturstrom, natürlich nur denkbar bei derselben (wohl indogermanischen?) Volksgruppe, verfolgte ich von Cypern durch Klein-Asien, über die griechischen Inseln wie Thera, Kreta u. A. nach Griechenland quer durch Europa bis hinauf z. B. nach Königsberg. Dieser Strom fehlt in Aegypten, er fehlt, wie Petrie's und die Arbeiten des Palestine Exploration Fund zeigen, in Palästina, er fehlt, wie von Luschan's und Koldewey's neueste nord-syrischen und die anderen Funde darthun, auch in den verschiedenen hethitischen Kulturzentren; er fehlt in Phönizien und Mesopotamien. Dieser Strom besuchte nicht die Länder zu hochentwickelten Civilisationen, wie die Kulturströme in Aegypten, Mesopotamien und Syrien. Er war und blieb ohne Bilder-, Silben- oder Buchstabenschrift ein vorgeschichtlicher. Die Stromquelle dieser primitiven Kultur entspringt eben dort, wo das Kupfer zuerst der Erde Schoß verlieh, in Cypern. Außer den Metallfunden beweisen das die zahllosen Vasenfunde.

Je weiter ein Strom sich von der Quelle entfernt, desto geringer wird er, wenn die Nebenflüsse fehlen. Endlich verläuft er spurlos im Sande.

Schon bei Homer tritt Cyperns mythischer und erster König Kinyras auf. Nächst Homer's Gesängen bilden die Kyprien, von denen nur Fragmente auf uns gekommen, das älteste bekannte griechische Epos. Darin wird Kinyras hochgepriesen. Pindar und andere singen sein Lob. Dachziegel und Zange, Amboss Hammer und Brecheisen erfundet er. Der Bergbau wird von ihm zuerst eröffnet, Schafzucht und Wollweberei zuerst von ihm gelehrt.

In der Kupfer-Bronzezeit, als die Kunst, bemalte Thongefäße zu fabriciren, erfinden und geübt ist, werden dann verschiedene aus Mesopotamien und Aegypten importirte Werke der Kleinkunst in größerer Anzahl bemerkbar. Ein direkter Tauschhandel mit Babylon, von woher schon sehr frühe datirbare Keilschriftcylinder in die cyprischen Gräber gerathen, führt schon zu Tributzahlungen an Sarگون I. von Akkad. Später, wie Grabfunde lehren, als die Cyprier ihr Kupfer, Holz und Pech gegen Glas- und Porzellanperlen, Scarabäen und Elfenbein in Aegypten einhandeln, kommen sie aus dem Regen in die Traufe und zahlen Thutmosis III. Tribut.

Neben den Sidoniern, die offenbar mit den cyprischen Sidoniern oder mit den aus phönizisch-jüdisch semitischem und griechisch-trakisch-arischem Blute gleichzeitig entstandenen Kypriern zu identifiziren sind, hat Homer wiederholt die Traker als vortreffliche Metallkünstler und Waffenschmiede gepriesen. Es scheint, daß unter den Trakern die vorphönizischen arischen Waffenschmiede zu verstehen sind, die Erfinder der ältesten primitivsten Kupferschwerter, die sich auf Cypern nachweisen lassen. Inwiefern alte hethitische Stämme etwa um die Mitte des 2. Jahrtausend v. Chr., zur Zeit der Theta der ägyptischen Hieroglyphen mit unter diesem Trakervolke zu verstehen wären, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls

haut die durch Schliemann zuerst aufgedeckte mykenische Kultur, welche uns die Zeit Homer's und des cyprischen König Kinyras illustriert, auf einer älteren Zeit auf und sind weitere Zwischenformen bis zu Troja-Hissarlik Schliemann's hinauf nachweisbar. Für alle diese Entwicklungsstadien einer farben- und formenreichen Kultur von Mykenae aufwärts, sowie abwärts für die Weiterbildung der Kultur, Etappe für Etappe, bis hinunter zur rein griechischen Kultur des 6. und 5. vordhrstl. Jahrhunderts habe ich auf Cypern die lehrreichsten Beispiele gefunden. Zu dem Silberbecher Nestor's wie ihn Schliemann zu Mykenae ausgrub, fand ich in älteren thönernen Taubenbechern auf Cypern die Vorbilder. Eine auf einem Goldringe in Mykenae eingravirte Hirschjagd taucht in einer Vorstufe auf einem gravirten cyprischen Steincylinder auf u. s. w. Reliefe und Vasenbilder, Darstellungen von Szenen der Jagd auf Hirsch und Mufflon — sowohl in Formensprache, wie in Stil, Motiv und Stellung der einzelnen Figuren und Thiere ungemein ähnlich — zeigen sich dann eben in und nach jener Uebergangsperiode aus der Bronzezeit zur Eisenzeit in merkwürdig gleicher Weise sowohl auf Cypern, zu Tamassos, wie in Nordsyrien zu Sendscherly, im Lande Samal. Es ist die Zeit, die rund gerechnet etwa 220 Jahre vor dem dajelbst gefundenen datirbaren Kolosse des Gottes Hadad liegen dürfte, der nach Sachau etwa 730 v. Chr. gesetzt werden muß. Auf Kypros können wir einen Zeitpunkt innerhalb dieser früheren primitiveren natürlich Jahrhunderte andauernden Kultur und Kunst vortrefflich mit den bronzenen Opferchalen datiren, die im cyprischen Hochgebirge zur Zeit Hiram's, des Zeitgenossen der Könige David und Salomon, von einem Diener des Königs, einen in Kition — Karthago wohnhaften Kyprier geweiht wurden. Denn solches bejagen die Inschriften, die auf den Schüsseln eingravirt sind. Die Inschriften bilden die bisher nachweisbar ältesten Denkmäler jeder Buchstabenschrift und datiren um 950 v. Chr. oder noch um ein Jahrzehnt weiter zurück.

Dann im siebenten und sechsten Jahrhundert nehmen die cyprischen Künstler am Bildungsprozesse der reinen griechisch-hellenischen Kunst einen, bis zu meinen Entdeckungen nie geahnten Antheil. Es sei nur ein Beispiel auf einem Gebiete hervorgehoben, auf dem man es nach den früheren cyprischen Funden am wenigsten erwartet hätte, auf dem Gebiete der jüdischen Baukunst. Ich grub 1889 für die Königl. Berliner Museen zu Tamassos ein höchst merkwürdiges steinernes Königsgrab aus. Am Eingange desselben befinden sich Pfeiler mit protojüdischen Capitellen.

Durch die Perserkriege wurde Cypern dann im fünften Jahrhundert Griechenland entfremdet. Während auf der Insel im sechsten Jahrhundert rein griechisch-archaische Skulpturen und Tonbilder entstehen, fehlen Werke der Zeit des Phidias, seiner unmittelbaren Vorläufer und Nachahmer. So fand ich z. B. das inzwischen viel genannte herrliche polychrome Mosaik von des vorher unbekanntem attischen Vasenmalers Pasiades, der noch in's sechste vordhrstliche Jahrhundert gehört. Es befindet sich jetzt im britischen Museum zu London. Auch in den Städten Tamassos, Amathus und Kurion konnte ich einen attischen Vasenimport konstatiren, der in die Zeit bis kurz vor und kurz nach den Perserkriegen fällt.

Zugleich liegen sich auf Cypern einige hochinteressante Vasengattungen und große Terracotten nachweisen. Beide Gruppen, die Vasen wie die Terracotten, sind etwa um das Jahr 600 v. Chr. auf dem Boden einer aus griechischen und phönizischen Elementen gemischten Kunst hervorgegangen. Allmählich bilden Griechen auf Cypern aus den Vasen, aus eigenthümlich erdachten Wajchkrügen und Thonfiguren ganz eigenartige, nur auf Cypern wahrnehmbare rein griechische Kunstprodukte. Die an lieblichen und schönen Früchten reiche Blüthezeit fällt in's vierte Jahrhundert. Andere Inselgegenden haben andere eigenthümlich griechisch-lokale Kunstprodukte von theilweise großer Schönheit gezeitigt. So z. B. blühte zu Kition im vierten Jahrhundert eine eigenartige Fabrikation kleiner, eben wieder nur in der Weise auf Cypern findbarer Terracotten, die sich in den besten Stücken mit den besten Tanagrafiguren messen können.

Nebenher laufen bis in's vierte Jahrhundert milder ichöne gräköphönizische Kultur- und Kunstströmungen.

In der hellenistischen Zeit hat Cypern so manches werthvolle Stück, zumal auf dem Gebiete der Glasindustrie, die ich auf Cypern definitiv durch Ausgrabung eines Glasofens mit Glasflaschen und Glaskropfen nachwies. An römischen und byzantinischen Alterthümern ist kein Mangel.*)

Die interessanteste Zeit ist aber jene, die uns, von der Zeit Homer's und seiner mythischen Könige Kinyras und Agamemnon angefangen, zur Zeit des geschichtlichen biblischen Königs Hiram führt und von da hinab bis zu dem Könige Erelthon von Salamis, der ein kostbares Räucherfaß im sechsten vordhrstl. Jahrhundert nach Delphi stiftete und dessen Münzen wir genau kennen. Sie giebt uns gleichzeitig das merkwürdigste aller Gegenstände zu jener interessanten aramäisch-hethitischen Kultur, wie sie durch von Luschian und Koldevey zu Sendscherly in Nord-Syrien, im Lande Samal, in so herrlicher Weise aufgedeckt wurde.

Kinyras, König von Amathus, schenkt seinem Gastfreunde Agamemnon in jener Zeit Helm, Panzer und Schwert, in welcher Athene in der Gestalt eines Kaufmanns nach Tamassos eilt, um an den Kupferminen Kupfer gegen Eisen einzutauschen. Auch sonst traten bei Homer neben vielen Bronzegegenständen einzelne eiserne auf. Im Liede der Debora (Jud. 5) hören wir vom Gerassel der Pferde und eisernen Wagen als von etwas Neuem, Seltsamen und Furchtbarem. Damit ist dieselbe Kulturperiode, der Beginn der Eisenzeit, bei Homer, in der Bibel und auf Cypern in gleicher Weise charakterisirt. Der kunstreichste Panzer des ganzen Alterthums ist auf Cypern geschmiedet, dicht bei der Fundstelle der bronzenen Becken aus der Zeit des Königs Hiram. Ich grub im Apollon-Resset-Haine, beglaubigt durch zwei bilingue phönizische und cyprisch-griechische Inschriftsteine, lebensgroße Thonstatuen, ja einen Thonkoloß aus; unter den Statuen waren auch solche mit Panzerriemen. In der Mitte des Panzers laufen nach der Brust zwei sich bäumende Uraeus-Schlangen empor, dazwischen ein Hathor-Kopf, offenbar kypriische Umbildungen ägyptischer Motive. Dadurch werden wir an die drei Drachen auf Agamemnon's Panzer erinnert. Auch fand ich sehr interessante Panzerstücke in einem Erdgrabe aus dem Anfang des sechsten vordhrstlichen Jahrhunderts. Auf den Panzerstücken sind neben anderen Verzierungen, Lotusblumen, Palmetten zc., auch Männer im ägyptisirenden Stile dargestellt. Diese Panzerstücke, welche sich heute im Antiquarium der Königl. Museen zu Berlin befinden, waren theils auf einen Linnen- oder Lederkoller aufgenäht; theils bildeten sie um die Körperteile Schienen und Gürtel. Die einzelnen Theile sind beweglich, durch Charniere mit einander verbunden, durch Haken und Dejen zum An- und Ablegen eingerichtet. Ein von mir 1886 bei den Kupferminen im Westen der Insel ausgegrabener Silbergürtel zeigte reichen figürlichen Reliefschmuck. Greifenpaare wechseln mit dem Bilde des Melkart Herakles ab, der zwei Löwen und zwei Steinböcke emporhält; ferner sind Löwenpaare, Steinböcke, Bäume, aufsprießende Blumen, Sterne u. s. w. dargestellt. Die Platten sind durch Charniere beweglich; das Schloß ist verguldet. Hunderte silberner Glöckchen hängen vom Gürtel herab, wodurch Homer's Beschreibung des Gürtels der Hera (Il. XIV. 181) mit den hundert silbernen Troddeln zum ersten Male an einem wirklichen Gürtel nachgewiesen. In Sendscherly hat v. Luschian Bronzeplatten gefunden, die mit Charnieren in entsprechender Weise verbunden sind und auch technisch hierher gehören. Sie werden nach Samal-Sendscherly von Cypern exportirt worden sein, wie so viele der bronzenen Kleidsibeln, die auf Cypern genau in derselben Schicht vorkommen. Die gewöhnliche cyprische und die gewöhnliche nordsyrische Fibel von Samal gleichen wie ein Ei dem anderen. Größe, Form und Technik sind die gleichen. Da die chemische Zusammensetzung der Bronze scheint die gleiche bei den Fibeln beider Pro-

*) Ueber die Zeit nach Christus werde ich bei anderer Gelegenheit sprechen.

venienzen zu sein, da der Grad und die Art und Farbe der Patina dieselben sind. Auch fand in der Zeit etwa von 950—550 ein Massenimport cyprischer Thongefäße nach Soudj, d. h. nach Syrien, statt, aber kaum lange vorher.

Der von mir 1889 zu Tamassos in einem steinernen Königsgrabe ansgegrabene bronzene Helm mit komplizierter Charniervorrichtung, ein Unikum ersten Ranges, hat eine Kugelspitze, genau so wie die theils als Metallhelme, theils als Stoffkappen zu denkenden Kopfbedeckungen vieler Statuen durch die ganze Insel. Dieselbe Kopfbedeckung findet sich bei vielen nordsyrischen und kleinasiatischen, hethitischen und pseudohethitischen Bildwerken und Reliefs.

Da Helm und Panzer Agamemnon's als Geschenk des cyprischen Kinyras bezeichnet werden, so werden auch Lanze, Schwert und Schild von demselben Geschenkgeber hergerührt haben. Ich grub zu Tamassos Schwerter befestigt mit silbernen oder goldenen Nägeln aus, wie die homerischen und wie Agamemnon's Schwert. Die cyprischen Eisenschwerter waren bekanntlich noch später so berühmt und vorzüglich, daß Alexander der Große besonders gern ein cyprisches Schwert trug.

Auch der Schild des Achilles, der viel gerühmte, wird vielleicht in den Werkstätten des Königs Kinyras bei Amathus und Tamassos angefertigt worden sein. Die Funde an cyprischen Silberchalen deuten darauf hin.

Wie die Achäerfürsten Homers ihre Prunkwaffen und Brunkgefäße von Kinyras und den Sidoniern, d. h. wiederum von den Ägyptern erhielten, so bezogen die Philizier und Hebräer theils direkt, theils durch Vermittelung der Phönizier ihre bronzenen und eisernen Waffen, ihr bronzenes Haus- und Tempelgeräth von Cypern und besonders von Tamassos und Amathus. Von dort her ließ König Hiram das eiserne Meer für Salomons Tempel kommen. Auf der Höhe der Akropolis von Amathus standen zwei riesige, aus Monolithen gehauene Steingefäße, die zu sakralen Waschungen bei dem daselbst vollzogenen Hügel-Kultus dienten. Die Stücke des einen zerfallenen sah ich noch am Fundort in Situ. Das zweite ist heute zu Paris im Louvre-Museum zu sehen, wo es ein ganzes Zimmer einnimmt. Dieses Steingefäß mit vier Öfen unter den vier Ecken, ist das einzige auf uns gekommene Stück aus dem Alterthum, das uns das eiserne Meer, jenes Wunderwerk im Tempel von Jerusalem aus dem 10. vordchristlichen Jahrhundert, belegt. Die bronzenen Becken, die wenige Kilometer entfernt niedergelegt waren, tragen wiederholt den Namen jenes phönizischen Königs, der den jüdischen Tempel erbauen und mit allerlei Bronzeschätzen schmücken ließ.

Der Altar und Höhen-Kultus ist hier bei Amathus und durch die ganze Insel derselbe wie auf dem trojanischen Ida, wie zu Olympia, wie auf dem Libanon und auf dem Sinai.

Aus weiteren Inschriftsfunden läßt sich nachweisen, daß die cyprischen Griechen aus dem Baal Libanon ihren Zeus Labranios machten, aus dem Kesséf Mikal ihren Apollon Amyklaios, aus der Astoret von Baphos ihre Aphrodite Paphia*), nicht aber umgekehrt. So ist denn auf Cypern zuerst auf einem nicht semitischen und wahrscheinlich indogermanischen (trakisch = phrygischen?) Boden eine semitische Kultur von gewaltiger Bedeutung erwachsen, aus der heraus dann die Griechen wiederum ihre ariische Kultur erstehen ließen.

Cypern hat als das mächtigste Bindeglied in der Kulturentwicklung der ariischen wie der semitischen Völker

im Orient gedient als Vermittler zwischen Morgenland und Abendland. Aber gerade weil das Eiland eine Brücke für alle war, erblühte hier weder eine Kultur wie in Ägypten, noch in Mesopotamien, noch in Syrien, Kleinasien und Griechenland. Die kulturgeschichtliche Bedeutung wird in der angedeuteten Ausdehnung und Einschränkung durch zukünftige Ausgrabungen auf der Insel erheblich wachsen.

Max Dhnefalich-Richter.

Berliner internationale Kunstausstellung.

IV.

Die Deutschen.

Bei den Deutschen finden wir die kraftvolleren Persönlichkeiten in der älteren Generation.

Meuzel's dominirende Stellung unter den deutschen Malern kommt in dieser Ausstellung um so mehr zur Geltung, als er besser als die anderen älteren Meister vertreten ist. Es findet sich das „Balljouper“, eines seiner großartigsten Werke, ferner „Im Luxemburggarten“ und „Predigt im Walde“, alles ältere Bilder, die im Privatbesitz sind; außerdem Studien und Aquarellen aus der Nationalgalerie. In dieser Zeitschrift wurde kürzlich der Gedankenkreis seiner Schöpfungen an der Hand der Nachbildungen des Meuzel-Werkes besprochen; die Ausstellung bietet uns Gelegenheit, uns an seiner Farbenpracht zu freuen und ihn mit den Nachstrebenden zu vergleichen.

Meuzel weiß die charakteristischen Farben der Dinge, die das Stoffliche ausdrücken, mit schärfstem Unterscheidungsvermögen auszudrücken. Nur durch die Präzision seines Farbensinnes wird es ihm ermöglicht, so unzählige Dinge auf engstem Raume nebeneinander zu charakterisieren und zwar gibt er die Farben mit erhöhter Kraft und Pracht wieder. Die Blätter und Stämme sind saftiger als in der Natur und diese Saftigkeit ist fester und strenger als bei den Italienern, bei denen sie weiche Hingebung an den sinnlichen Eindruck zeigt. Meuzel liebt glänzende, bunte Farben, stellt sie ohne vermittelnde Töne in ihrer vollen Stärke nebeneinander und verbindet sie mit Geschmack, wenn auch nicht so innig, daß man von Harmonie sprechen möchte; es ist eine Entzückung von Pracht und Reichthum, wie sie das Gefieder eines Papageis oder ein Ballsaal, oder ein Volksgebränge mit ihren Massen von Uniformen, Ball- und Sonntagskleidern bietet. Seine Aquarellen von Papageien, Vören, Pflanzen gehören kolossal zu dem Schönsten was er geschaffen; die Wasserfarben mildern etwas die Schärfe seiner Individualität, die sich in den Oelfarben in ihrer ganzen Fähigkeit und geistigen Anspannung zeigt.

Das Balljouper ist ein Wunderwerk der Malerei. Wenn wir davor treten, sind wir zuerst geblendet, wie beim Eintritt in einen Ballsaal. Die Farben wimmeln vor uns wie ein Ameisenhaufen und glänzen wie eitel Schmelz und Geschmeide. Wir stannen, wie man so viel mit so breitem Pinselstrich auf einem so kleinen Stück Leinwand anbringen kann; es scheint ein Höchstes an Bewegung und Glanz und markiger Darstellung erreicht zu sein. Zwei Säle hintereinander, der eine noch heller beleuchtet als der andere; Hunderte von Lichtern an Kristallkronen und Leuchtern; jedes Licht, noch vielfach in Glas und Gold gespiegelt, an der Decke Gestalten und Gewinde in schwingvoller Bewegung, und auch von den Hunderten von Menschen, die auf dem Parquet sich drängen, keiner müßig, jeder beschäftigt und jeder verschieden vom andern. Wir sehen etwas von oben herab in das Gewühl und in demselben findet sich noch freier Raum und Platz für leere Stühle mit Gläsern. Und alle diese Menschen sind nicht nur als Farbenflecke interessant, etwa wie bei Favretto, sondern sie bewegen sich wirklich und verrathen uns viel von ihren Lebens-

*) Ich grub sowohl in schriftlich beglaubigte Bilder der paphischen Aphrodite, wie deren Priesterin aus, die den Kaiserling tragen. Der Leser kann verschiedene Neptunen im Berliner königl. Antiquarium am Lustgarten bewundern. Man denke sich die komische Situation, die griechische Göttin der Schönheit könnte buchstäblich an der Kaiserin herangeführt werden, wie die semitische Schönheit, die Rebecca, um welche Isaak erlotzreich streite. Denn unter den Verlobungsgeschenken befand sich ein Kaiserling, Nezem. (Gen. XXIV, 22, 47.) Isaaks Brautwerber hängt der Rebecca den Ring eigenhändig in die Nase.

gewohnheiten, Manieren, Instinkten; wir interessieren uns für die Beziehungen, die sie zu einander haben. Immerhin ist auch bei Menzel die geistige Auffassung eine einseitige, vielleicht unbewußt satirische, welche nicht das Vornehme in der vornehmen Gesellschaft, sondern die höfische Sitte als äußeren Firniß zeigt, unter dem das Gewöhnliche und Thierische zum Vorschein kommt; aber die Einseitigkeit zugegeben, ist das Bild von höchster Meisterschaft. Jeder Pinselstrich trifft mitten ins Ziel und zeugt von leidenschaftlicher konzentrierter Geisteskraft.

Der „Luxemburggarten“ hat ebensoviel Bewegung und fast so viel Glanz wie der Ballsaal; wir blicken in eine schattige Allee hinein und daneben auf einen sonnigen Platz und Alles mimelt von Menschen, die in den verschiedensten Richtungen hin und her an einander vorübergehen, entweder durch eine bestimmte Bewegung amüßant oder durch eine bestimmte Haltung, aus der man glauben möchte, ihren Beruf erkennen zu können. Hier ist die Fernsicht so weit geführt, daß man rechts im Hintergrund nur noch unbestimmte Farbflecke sehen kann, die in der Sonne flimmern und sich zu bewegen scheinen. Die Motive, die Menzel wählt, sind beschränkt charakteristisch, wie im Ballsaal und im Luxemburggarten, so beim „Gottesdienst im Buchenwalde bei Kößen“: die Schwierigkeit, auf dem Parquet, den Hut zwischen die Beine geklemmt, zugleich zu essen und zu trinken; oder im Luxemburggarten sich zu unterhalten, während ein Kind einem durch die Beine läuft; oder beim Gottesdienst mit Krinolinenröcken zwischen engen Bänken durchzugehen. Auf dem einen Bild hält ein Herr ein buntes, großes Tischtuch ausgebreitet in der Hand, um sich zu schmausen; auf dem andern bindet sich eine Frau ihre Schuhe; auf dem dritten wäscht eine Frau sich ihren Platz auf der Bank ab. Die Mitte des Vordergrundes bei dem „Gottesdienst“ nimmt eine Dame mit gelbem Hut, gelben Bändern und hellblauem Krinolinenkleid ein, welche, die Enden ihrer Spizzen-Mantille und einen Sonnenschirm mit den Armen an sich drückend, ihren Platz auf der Bank sucht. Der Prediger, etwas weiter zurück, hebt sich in den Schultern und drückt die Hände auf die Kanzel und beugt sich sprechend mit geöffnetem Munde vor, eine Brille auf der Nase. Von den Zuhörern zeigt jeder etwas anders den Ausdruck, den Menschen bei langem Sitzen auf einer harten Bank und beim Anhören einer Moralpredigt annehmen und Jeder hält Arme und Beine, Hut, Stock, Schirm oder Tischtuch etwas anders. Menzel kommt es auf schärfste Wiedergabe möglichst mannigfaltiger Muskelaktion mit den geringsten Mitteln an. Ganz entgegengesetzter Art ist die Verwendung der Bewegungsmotive auf den beiden Bildern Böcklin's, welche auch einen Gottesdienst darstellen; das Schreiten der Jungfrauen, die mit ihrem Wandel Musik machen; das Tanzen der Männer um die leuchtende, blumenbetränzte Bachsäule im Dunkel der Nacht. Hier kommt es nur auf die poetische Bedeutung der Bewegung an und das Beschränkt-Charakteristische ist geflissentlich vernachlässigt; die Reiter auf dem Weg nach dem Tempel reiten ohne Zaum und Zügel, was viele Betrachter gar nicht bemerken werden, da ihre Aufmerksamkeit in anderer Weise in Anspruch genommen ist. Daß Böcklin uns interessieren kann, obwohl er das Beschränkt-Charakteristische vernachlässigt und die Menschen oft wie Schatten erscheinen läßt, zeigt seine Stärke; daß Menzel durch das Beschränkt-Charakteristische so großartige Wirkungen erzielen kann, beweist die Zauberkraft seines Pinsels. Böcklin's Farben sind tief empfunden; Menzel's charakteristisch und glänzend.

Knaus und Meyerheim sind nicht sehr glücklich vertreten; des Ersteren Bauerberatung ist von bewundernswürdiger Psychologie in den Köpfen und Gestalten, aber in ein lebloses Braun getaucht; sein Daniel in der Löwengrube ein mißlungener Versuch des Meisters, sich noch in seinem Alter ein neues Gebiet zu erobern; zwar sind die Löwenköpfe schön, die Komposition aber unglücklich und Daniel ein unselbiges Geschöpf. In Meyerheim's Thierbunde erscheinen Thiere und Menschen amüßant und witzig, aber die Farben bunt und derb und ebenso wie die Gestalten unverbunden zusammengestellt. Es sei hier erwähnt, daß

auch Landschaften von ihm ausgestellt sind, in denen der lose Zusammenhang noch störender sich zeigt.

Mit zahlreichen Bildern vertreten ist die jüngere Generation.

Liebermann strebt, gewissenhaft wie Menzel, nach stofflicher Wahrheit und Genauigkeit im beschränkt Charakteristischen, nur geht ihm die Kraft der Persönlichkeit, der Geist und die Brachteliebe des Meisters ab. Auch seine Farben verrathen seine Individualität, sie verhalten sich zu denen Menzel's wie Wasser zu Wein; in der Technik ist er — weil Andere ihn übermäßig erhoben haben, muß es gesagt sein, — mühsamer, weniger schwungvoll, weniger knapp, schon durch das größere Format der Gestalten, und in jeder Weise beschränkter. Man vergleiche die Bäume in dem Münchener Biergarten, mit denen in Menzel's Luxemburggarten und ebenso die Gesichter, um sich des Abstands bewußt zu werden. Hier ist das Gewöhnliche vielfach auch gewöhnlich wiedergegeben. Aber auch Liebermann hat in seinen besseren Bildern seine Farbenreize und menschliches Interesse. Er verschmäht es, durch gefällige Stoffe und gefällige Farben dem populären Geschmack sich geüßig zu erweisen; Aschenbrödelstoffe und Aschenbrödelfarben zu Ehren zu bringen, dafür setzt er seine ganze Kraft ein; der künstlerischen Behandlung will er Alles verdanken. Seine Ziele sind künstlerische und er ist frei von sozialistischer Tendenz. Liebevoll verengt er sich in das Leben dürftig vom Schicksal bedachter Menschen, stellt in unbefangener Weise den Sonnenschein in ihrem ärmlichen Leben ebenso den Reiz, den das Licht ärmlichen Farben gibt, dar und erreicht dadurch echte und bescheidene Wirkungen. Holländische Sauberkeit, die sich in weißen Vorhängen und weißen Hauben ausdrückt, sagt ihm zu, ebenso plumpe Holzschuhe. In dem Kämmerlein einer Strumpfflickerin findet er ein behagliches Farbenstillleben, in den Spitalgarten scheint die liebe Sonne hell und freundlich; das wortlose Vertieftsein der auf- und abwandelnden Flachspinnerinnen in ihre Arbeit erscheint friedvoll und befriedigend. Durch die Vorhänge der Fenster kommt das Licht weiß herein, bestet sich an die weißen Hauben und umfängt mit milder Nachmittagsbeleuchtung die Gestalten. Die vordere Gruppe ist vortrefflich rund und körperlich, der silberne Flach, das grobe Gewand, die blaue Schürze zu einem schönen Ganzen vereinigt; manche Einzelheiten dagegen, wie die rothen Flecken der Backen, die stumpfen Schatten der Hälse und die Figuren des Hintergrundes zeigen den Künstler noch beschränkt in seinem Können.

Wenn es Liebermann gelingt, mit einer unscheinbaren Wirklichkeit freundliche und bescheidene Wirkungen zu erzielen, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß diese ein für alle Mal zu bevorzugen, und daß Gegenstände, die lebhafter zum Geist und zu den Sinnen sprechen, geringer zu schätzen seien; eine schlichte und bescheidene Wahrheit ist nicht besser als eine starke und grobe, und die Reize, die freundliches Licht und zufriedener Sinn einem ärmlichen Leben und ärmlicher Umgebung verleihen, nicht die einzig echten. Wohl aber ist bei Liebermann und der Gruppe von Künstlern, die ihm nahe stehen, der Ernst und die Liebe anzuerkennen, mit der sie sich der malerischen Darstellung der Wirklichkeit und der ehrlichen Ueberwindung technischer Schwierigkeiten hingeben und von geistlos sinnlichen Wirkungen, von einer bequemen Effektmalerei zurückhalten.

Starbina ist mit Leidenschaft Techniker, die Lust zwischen den Gestalten auf der „Alten Wiese in Karlsbad“, die Vertheilung im Raume, so daß die verschiedenen Wege der Promenade an den Läden zu beiden Seiten und unter den Bäumen bis in weite Ferne deutlich bleiben, das Sonnenlicht auf den Tischen ist vortrefflich, aber die Gestalten selbst und die Bäume breit, flach und leer; die Farbe ist ungenügend, sie hat etwas Papierneß. Wie die häßlichen Karlsbader Düten auf diesem Bilde eine Rolle spielen, so Papierlampenschirm, von dem das Licht ausgeht, auf einem dritten, und ein trocknes Feldblumenbouquet auf einem vierten.

Nach Art eines Feldblumenbouquettes steckt er seine Farben zusammen; bei aller Zartheit haben sie gleich den

Blumen, die auf demselben Felde gewachsen sind, etwas Verwandtes, das aus Skarbina's Individualität hervorgeht. Abstoßende Empfindung drückt er in dem Bilde „Harte Worte“ schroff und herbe aus.

Im Gegensatz zu der diskreten Weise Liebermann's und der Sprödigkeit und Härte Skarbina's wenden sich die Münchener Pflanze und Höcker auf großen Bildern sehr entschieden an unsere Empfindung; zu großen Flächen in der Landschaft bringen sie große Figuren in Beziehung. An einem weiten, schönen, glühendrothen Mohrfeld vorbei, das die Abenddämmerung erhellte und sogar den Himmel beleuchtet, schreitet bei Pflanze panoramatisch plastisch im Vordergrund eine Blinde, welche die Pracht nicht sieht und doch schmerzlich bewegt ist, als ob sie sie ahnen könnte. Bei Höcker blicken wir in einen langen Laubgang mit hellem Frühlingsgrün hinein, auf der Erde glänzen weiche, gefühlvolle Sonnenflecken und ganz im Vordergrund sitzt eine Nonne, die Hände im Schoße zusammengefaßt. Zu der Art, wie die großen Figuren uns im Vordergrund mit ihrem Schmerz entgegentreten, liegt etwas Unzartes, Absichtliches, eine Berechnung auf sentimentalen Effekt; und das Unzarte der Empfindung macht sich auch in der Ausführung der Gestalten bemerkbar; in den harten Umrissen der Nonne, dem trivialen Ausdruck ihres Gesichts, den grünen Schatten, die auf ihr liegen; ebenso in der rohgemalten, rechten Hand der Blinden und in dem Uebermaß von Schmerz, mit dem das Mohrfeld und der Himmel mitleidig aufflammt.

Stücks Lucifer wirkt vor allem unmittelbar durch die Farbe; das ganze Bild ist grünlichblau, wie das Pflanzens fast ganz roth und das Höckers fast ganz grün; auch die Gestalt drückt das Lanernd-Unheimliche aus und der magische Lichtfleck daneben erscheint wie eine Andeutung der Lucifer dienenden Geister; nur die Augen wirken zu abhichtlich und schreckhaft; es zeigt sich auch hier eine Uebertreibung der Wirkung.

Es bleiben noch die deutschen Landschaften und Porträts zu besprechen übrig

W. Dietrich.

Fortschritte in der Elektrotechnik.*)

Durch die elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a. M., welche bereits im Mai eröffnet wurde, jedoch in ihren wichtigsten Theilen kaum vor Anfang August vollendet sein dürfte, ist das Interesse für die Elektrotechnik besonders lebhaft erregt worden. Aber auch abgesehen von diesem rein äußeren Grunde ist die Menge der neuen Fortschritte auf diesem Gebiete wohl geeignet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu erzwingen.

Wir haben schon früher an dieser Stelle auf die ökonomisch so wichtigen Methoden der elektrischen Kraftübertragung hingewiesen. Ganz neuerdings haben es nun die Elektriker ins Auge gefaßt, die elektrische Kraftübertragung in noch bedeutend großartigerer Weise zu ermöglichen. Man ging hierbei von der Idee aus, in planmäßiger Weise die Wasserkräfte, welche in einzelnen Ländern, wie z. B. in der Schweiz, von der Natur in so reicher Weise dargeboten werden, für ferne Orte nutzbar zu machen.

Die Ausnutzung des Rheinfalles zu Neuhausen, die Ueberführung der Energie der Niagarafälle bis zu dem 32 Kilometer entfernten Buffalo, sind gleichsam als Vorläufer für solche Bestrebungen zu betrachten. Eine Probe auf die praktische Durchführbarkeit dieser Pläne wird im Augenblick durch die elektrische Verbindung zwischen Laufen und Frankfurt a. M. vorbereitet. Man beabsichtigt eine Wasserkraft bei dem Dörfchen Hochfelden im Glatthale, die etwa 300 Pferdekraft darstellt, 175 Kilometer weit nach Frankfurt zu überführen. Das Experiment, welches etwa

Mitte August zur Ausführung gelangen soll, ist als ein experimentum crucis für die Zukunft der elektrischen Technik zu bezeichnen. Mit der Durchführbarkeit dieses Planes stehen eine große Anzahl wichtiger Neuerungen in unmittelbarer Verbindung.

Durch die Königin der modernen Apparate, die Dynamomaschine, sind nämlich zwei Arten von Strombewegungen zu erhalten, je nach ihrer Konstruktion, der Gleichstrom und der Wechselstrom. Die Gleichstrommaschine, die einen Strom hervorruft, der stets nach derselben Richtung fließt, steht auf einer sehr hohen Stufe technischer Durchbildung und sie überragte bisher in vieler Beziehung ihre Schwester, die Wechselstrommaschine, deren Stromimpulse in der Minute viele hundertmal ihre Richtung verändern. Der Gleichstrom, wenn er zur Ueberführung großer Kräfte Verwendung finden soll, bedarf einer Leitung von bedeutendem Querschnitt; Wechselströme hingegen, welche in dieser Beziehung viel ökonomischer sind, konnten bisher zum Antrieb elektrischer Arbeitsmaschinen (Motoren) nicht verwendet werden. Auf der Strecke Laufen—Frankfurt beabsichtigt man nun einen Wechselstrom sehr hoher Spannung (30 000 Volt) zu überführen, um durch ihn Motoren, die den verschiedensten Zwecken dienen, in Betrieb zu setzen. — Zu den soeben geschilderten Gleich- und Wechselströmen trat kürzlich der Drehstrom; sein Erfinder ist der italienische Professor Ferraris in Turin; von den Konstrukteuren, welche denselben zuerst durch Erbauung von Maschinen der Bravis zuführten, nennen wir die Ingenieure Tesla, Hasselwander und von Dobrowolsky. Ein Drehstrom läßt sich als ein System von untereinander verarbeiteten Wechselströmen von verschiedener Phase bezeichnen. Die Erfindung der Drehstrommotoren ermöglicht es, den ökonomischeren Wechselstrom zum Betrieb von Motoren zu verwenden.

In Frankfurt sollen nun Drehstrommotoren aufgestellt werden, in welchen der in Laufen erzeugte Wechselstrom durch drei Drahtleitungen eintritt. Der imposante Draht, welcher dies zulassen wird, besitzt die respectable Länge von 500 Kilometer. Gelingt das Experiment, woran übrigens nach den vielfachen und gründlich angestellten Vorversuchen nicht mehr zu zweifeln ist, dann dürften in manchen Zweigen der Industrie revolutionäre Veränderungen nicht lange auf sich warten lassen. Unternehmende Männer in der Schweiz suchen bereits die bedeutendsten Wasserkräfte ihres Vaterlandes sich zu eignen zu machen, um die Energie derselben durch hochgespannte Wechselströme den benachbarten Nationen zuzuführen.

Es ist einleuchtend, daß in Folge der schnellen Aufeinanderfolge von Verbesserungen in der Konstruktion elektrischer Maschinen, die Billigkeit des elektrischen Stromes zunimmt; und daß daher immer neue Gruppen von Industriezweigen sich des mächtigen Mittels zur Herstellung ihrer Produkte bedienen. — Unter all diesen Branchen ragt ganz besonders die Elektrochemie hervor.

Dem elektrischen Gleich- und Gerbverfahren, von dem wir bereits an dieser Stelle berichteten und welchem in den letzten Jahren in allen Ländern ein starkes Interesse entgegengebracht wurde, ist neuerdings die elektrische Behandlung des Weines gefolgt.

Vollet zu Verzy ließ durch Röhren, in welchen sich silberne Scheiben als Elektroden befanden, Wein fließen. Durch den elektrischen Strom wurde der Gerbstoff zerstört, und auf diese Weise die Haltbarkeit des Weines erhöht; in einer Stunde konnten so 84 Liter behandelt werden. Vollet unterwarf zumeist die durch ihre geringe Haltbarkeit berückichtigten algerischen Weine dieser Operation, und erhielt Marken, welche sich nunmehr vorzüglich zur Ausfuhr eigneten.

In ähnlicher Weise hat kürzlich Otto Schulze in Strassburg durch elektrische Behandlung es zu Stande gebracht, dem jungen Wein in kurzer Zeit die Eigenschaften alter, abgelagerter Weine zu verleihen. Ein Gutachten des „Landwirthschaftlichen Vereins von Lothringen“ spricht sich über diese Versuche höchst anerkennend und empfehlend aus. —

*) Vergl. die Artikel unter derselben Ueberschrift in dieser Zeitschrift Jhrg. V Nr. 33, Jhrg. VI Nr. 50 und Jhrg. VII Nr. 51.

Auch Professor Mangarini in Rom gelang es, mittelst Elektrolyse, die Essigsäure im Weine zu zerlegen und dadurch minderwertige Produkte auf relativ einfache Weise zu veredeln.

In ähnlicher Weise ist die Schwefelsäure- und Phosphorfabrikation unter Beihilfe des elektrischen Stromes lezt-hin in bemerkenswerther Art verbessert worden.

Das wohlthätige Gas, welches ungefähr zu einem Fünftel unsere Atmosphäre aufbaut und das Leben der Organismen erhält, der Sauerstoff, ist schon seit längerer Zeit für viele Zweige der Technik als höchst verwertbar erkannt worden. Jedoch erst neuerdings wurde es möglich, den Sauerstoff, sowie den nicht minder werthvollen Wasserstoff, durch den elektrischen Strom billig und in großer Menge darzustellen. Konnten doch von einem einzigen Fabrikanten zu London allein während eines Jahres eine Million Kubikfuß des nützlichen Gases hergestellt werden. Um die Brauchbarkeit dieses Gases klarzulegen, wollen wir nur bemerken, daß man den Sauerstoff in Frankreich seit längerer Zeit zum Reifen von Spirituosen verwendet, und daß er beginnt, in der Heiztechnik eine ganz hervorragende Rolle zu spielen.

Die entsetzlichen Unfälle, welche von Zeit zu Zeit in den Bergwerken, zumeist durch Explosion hervorgerufen, sich ereignen, haben auch die Elektrotechniker gereizt, hier möglichst Hilfe zu bringen. In England wie in Amerika wurden lezt-hin Gruben vollkommen elektrisch ausgestattet. Man erleuchtete sie mittelst Glühlampen und bewirkte den Betrieb durch elektrische Lokomotiven. Mustergültig für solche Einrichtungen sind die Anlagen in einigen Minen bei Philadelphia. Aber auch für diejenigen Gruben, in denen aus pekuniären Gründen eine solche Ausstattung nicht so bald möglich ist, bietet sich in der neuen Grubenlampe von Charles Pollak ein vorzüglicher Ersatz für die in der Praxis nicht immer ausreichende Davy'sche Lampe. Pollak's Lampe enthält eine Akkumulatorenbatterie, welche den Strom hergibt; sie wiegt nur 1800 Gramm und brennt etwa 12 Stunden. Das Vortheilhafte einer solchen elektrischen Lampe liegt darin, daß beim Zerbrechen der Glashülle der glühende Faden erlischt; also die Möglichkeit einer Zündung ausgeschlossen ist.

Endlich ist man auf dem besten Wege, sogar die Dynamomachine von der Dampfkraft zu isoliren. Neuere Thermoanlagen, allerdings bisher nur in kleinen Formaten, erlauben in recht ökonomischer Weise die direkte Ueberführung von Wärme in Strom.

Ein interessantes Beispiel solcher Art ist der unlängst vielfach verwendete elektrische Hammer, welcher anfängt, dem viel schwerfälligeren Dampfhammer Konkurrenz zu machen. — In beachtenswerther Weise ist auch kürzlich die Eigenthümlichkeit des Selen's, den Widerstand gegen elektrische Ströme bei der Beleuchtung zu verändern, ausgenutzt worden. Man bringt eine Selenzelle mit einem Lämpchen in Verbindung; wird der Raum, in welchem dieselbe sich befindet, plötzlich erleuchtet, so löst die Zelle einen Impuls auf das Lämpchen aus und dasselbe beginnt seine Thätigkeit. — Wir besitzen also in dieser Vorrichtung eine Diebesfalle, wie sie nicht besser gedacht werden kann.

Franz Bendt.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang 1890.

Mit Grillparzer's Porträt. Wien. 1891. C. Konegen.

„Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien,“ schreibt Grillparzer an seine „ewige Braut“, Katharina Fröhslich; „so wie es Leute gibt, die ein ins Uebertriebene gehende körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen innern Menschen nicht nach zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden, um mir Herzensergießungen

möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Aeußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch die Nicht-Übung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt; aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben.“ Dieses Geständnis des verschlossenen und mürrischen Poeten sollte dem vorliegenden Jahrbuch und der Biographie Grillparzer's als Motto vorangestellt werden. Der Dichter, welcher mit so scharfem Blick in die jetzlichen Vorgänge seiner Phantasiegeschöpfe eindrang, daß er mit G. v. Kleist als Vorkämpfer und Ahnherr unserer modernen psychologischen Litteratur gelten darf, verhielt sich aber nicht nur mit feinscher Ecken die Regungen des eigenen Gemüths, sondern er wußte auch nicht den Schleier der Konvenienz von befreundetem Herzen zu heben. Für ihn hat der Ausspruch vom geselligen Wesen des Menschen keine Geltung; Grillparzer hat daher weder literarisch Schule gemacht, noch einen Kreis wahrer Freunde für sein einsames Alter erworben. Der Briefwechsel des „Jahrbuches“ gibt davon erneute Kunde und beweist zugleich, daß das Bestreben der neu gegründeten „Grillparzer-Gesellschaft“, von der überragenden Persönlichkeit Grillparzer's ausgehend, die deutsch-österreichische Litteratur unseres Jahrhunderts in populärer Form darzustellen, auf verfehlter Grundlage ruht; denn diese lokalpatriotische Gründung, welche dem „größten deutschen Dichter Goethe“ den „größten österreichischen Dichter“ gegenüberstellen und „gegen den Hochmuth mitleideter Stammesbrüder“ zu Felde ziehen will, wird an dem Umstand scheitern, daß Grillparzer nicht wie Goethe der Mittelpunkt einer literarischen Epoche war, sondern als einsamer Komet seine Bahnen zog. Schon der erste Jahrgang enthält zumeist Briefe gleich gültiger Korrespondenten des Dichters, und die spärlichen Briefe von seiner eigenen Hand bestehen fast ohne Ausnahme aus grämlichen Berichten über die Strapazen der Sommerreisen und aus bedeutungslosen Alltäglichkeiten. Selbst Paris und London, der Orient und die Kunstschätze Italiens vermögen die trübseelige Laune des fränkischen Dichters nicht zu erhellern. Lebendige Begeisterung spricht nur aus einem Schreiben, in welchem Grillparzer das bekannte rührende Zusammentreffen mit dem greisen Goethe in Weimar schildert, und aus einem Briefe an Schreyvogel-West über die Stanzas Rafael's. Aber auch hier kommt er nicht zu ungetrübtem Genusse: „Ueberhaupt hat meine Phantasie nur zu oft den Sieg über die Wirklichkeit davon getragen. Selbst das Meer hatte ich mir erhabener gedacht, aber nicht so schön, und daher entzückt es mich dennoch.“ Der seltsame Zwiespalt in diesem leidenden Gemüth findet eine traurige Erläuterung in den Schriftstücken seiner armseligen und unglücklichen Familie. Aus den Briefen seiner verkommenen und geisteskranken Brüder könnte durch eine psychopathologische Untersuchung manche Dichtung und mancher Lebenszug Grillparzer's beleuchtet werden. Der Abschnitt „Verkehr mit Frauen“ bringt in einem reizenden Brief an Auguste v. Pittrow ein seltsames Bekenntnis über die berühmteste Darstellerin Grillparzer'scher Frauenrollen: „Die Photographie der Wolter ist mir höchst schätzbar, da ich sie nie mit Augen gesehen habe!“ Die Briefe über „Litteratur und Theater“ enthalten manchen werthvollen Wink über die Dramen des Dichters und sein Verhältniß zu den zeitgenössischen Schriftstellern. Mit Schreyvogel korrespondirt er über Uhland, Werner und Müllner, welchen er noch im Jahre 1817 als den „Stammhalter der deutschen Tragödie seit Schiller's physischem und Goethe's literarischem Tode“ feiert. Mit Böttiger verhandelt er über die „Cappho“, und aus einem Schreiben des Berliner Intendanten Grafen Brühl entnehmen wir, daß dem Dichter für den glänzenden Erfolg der „Ahnfrau“ in Berlin ein Ehrensold von 50 Dukaten zu Theil wurde, und daß die „Medea“ bei dem preussischen Kronprinzen schon im Jahre 1821 vorgelesen wurde. Aus dem literarischen Briefwechsel seien noch die Schreiben an Julie Löwe und diejenigen von Graf Rhedern (über „Ottokar“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“), Brechtler, Holtei und Raabe hervorgehoben. „Die Natürlichkeit der Empfindung“, lesen wir in einem Briefe Grillparzer's, „ist die Grundlage aller Poesie, namentlich der dramatischen“, und „ohne Natürlichkeit ist alle Bildung nur eine klingende Schelle“. Ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte Oesterreichs ist der Abschnitt „Vormärzliches“. Als Mitglied des geselligen Vereins „Eudamshöhle“ geräth der patriotische Dichter in eine gefährliche polizeiliche Untersuchung, und mit der Censurbehörde lebt er in beständigem Konflikt. Eines Tages wurde ihm auf dem Polizeibureau eröffnet, der Kaiser habe an dem Drama „Der treue Diener seines Herrn“ ein so großes Wohlgefallen gefunden, daß er das Stück „ausschließlich zu besitzen“, zu kaufen, beabsichtige. Die Handschrift dürfe aber weder kopirt, noch gedruckt werden, und von den Wiener Bühnen werde das Schauspiel unauffällig verschwinden. Grillparzer, der über-

dies auch den Staat und die österreichische Armee in seinen Briefen ganz anders beurtheilte als in der Oeffentlichkeit, schrieb über das Verhalten der Polizei in sein Tagebuch: „Das ist die mildeste Tyrannei, von der ich noch gehört. . . Wer mir die Veruachlässigung meines Talents zum Vorwurf macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet. . . Die unsichtbaren Ketten klirren an Hand und Fuß. Ich mag meinem Vaterlande Lebewohl sagen, oder die Hoffnung auf immer aufgeben, einen Platz unter den Dichtern meiner Zeit einzunehmen. Gott! Gott! wird es denn Jedem so schwer gemacht, das zu sein, was er könnte und sollte?“

F.

Das Repertoire des Weimariſchen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. v. Burkhart, Großh. sächs. Archivdirektor. Hamburg und Leipzig. 1891. Leop. Voß. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Rismann. 1.)

Als erstes Heft einer neuen verdienstlichen Sammlung, die bei dem regen Interesse, das allen Theaterdingen zu Theil wird, gewiß nicht auf die Forscher allein beschränkt bleiben wird, auch nicht für diese allein berechnet ist, erschien Burkhart's fleißige aus Theaterzetteln, Akten, Rechnungsbüchern und anderen schriftlichen und gedruckten Quellen, z. B. auch den noch ungedruckten Tagebüchern Goethe's, geschöpfte Zusammenstellung. Es ist zugleich eine Festschrift für die hundertjährige Jubelfeier des Weimarer Theaters, die vor wenigen Wochen (5 bis 12 Mai; der eigentliche Jubiläumstag ist der 7.) so festlich begangen wurde. Den damals bei der Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar zusammengeströmten Festgenossen wurde die freudige Mittheilung gemacht, daß ein Theil der verloren geglaubten Theaterakten, Berichte, Rechnungen, Briefe der mannigfachsten Art, die besonders die Filialbühne des Weimarer Theaters in den zur Sommerzeit aufgesuchten Nachbarstädten Naumburg, Erfurt, Leipzig, Naumburg betreffen, wieder angefunden seien. Zugleich wurde den Mitgliedern die frohe Kunde, daß Mittheilungen aus diesen Akten als nächste Festschrift der Goethe-Gesellschaft in Aussicht genommen seien. Es ist wohl kein Zweifel, daß unsere Kunde von den unter Goethe's Leitung aufgeführten Stücken aus diesen Akten wesentliche Bereicherung erfährt. Aber auch ohne diese ist Burkhart's Zusammenstellung eine ungemein brauchbare Vorarbeit zur Geschichte des Weimarer Theaters. Den Haupttheil des Buches macht ein chronologisches Verzeichnis der aufgeführten Stücke, dann folgt ein alphabetisches Verzeichnis, bei welchem sowohl die Daten angegeben sind, an denen die betreffenden Stücke zur Aufführung gelangten, als die Namen der Verfasser und Bearbeiter. Das Weimarer Theater suchte jeder Art der dramatischen Produktion gerecht zu werden. Es berücksichtigte das Singspiel und die Oper, freilich in erster Linie das nicht gesungene Drama in allen seinen Arten, also Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel, Familiengemälde. Von Einseitigkeit hielt sich Goethe vollständig frei, er beschränkte sich nicht auf das, was er für klassisch und gut hielt, sondern trug dem Geschmack seiner Zeit- und Stadtgenossen Rechnung; er wußte zu rechnen, sah daher darauf, daß das von ihm geleitete Theater gute Geschäfte machte und nahm, bei aller Vorliebe für deutsche Dichtung auch ausländische Dramen häufig an. Um nur einige Zahlen und Namen anzugeben, sei erwähnt, daß Goethe an 4136 Spieltagen, an denen, da nicht jedes Stück einen Theaterabend füllte, 4809 Stücke aufgeführt wurden, im Ganzen 600 Stücke darbot, so daß ein jedes durchschnittlich 8 Vorstellungen erlebte. Da er von den 282 Stücken des Repertoires seines Vorgängers Bellano nur 84 beibehielt, so kommen auf die 26 Jahre seiner Theaterleitung 516 Stücke, also etwa 20 Novitäten pro Jahr, eine sehr ansehnliche Leistung, wenn man bedenkt, daß die eigentliche Weimarer Saison nur etwa 8 Monate betrug. Unter den berücksichtigten Arten steht das Lustspiel mit 249, aber wenn man die Poëse mitrechnet, mit 266 Stücken voran, Singspiel und Oper zusammen sind mit 135, Trauerspiel mit 77, Schauspiel mit 123 Stücken vertreten. Unter den Musikern steht Mozart obenan; seine Opern „Zauberflöte“, „Don Juan“, „Entführung aus dem Serail“ weisen Wiederholungszißern an, wie sie sonst während der ganzen Regiezeit Goethe's nicht wiederkommen, nämlich: 82, 68, 49. Mozart am nächsten kam Schiller,

dessen „Don Carlos“ es auf 47 Aufführungen brachte; gleich auf ihn folgte Zffland, dessen „Pagenstolzen“, „Schachmaschine“, „Jäger“ — mit dem letztgenannten Stücke wurde das Weimarer Theater eröffnet — mit 40, 36, 35 Wiederholungen vertreten waren. Doch war Zffland nicht der Höchstbedachte; den 31 Zffland'schen Stücken stehen 87 Kogebueische Stücke gegenüber, die in Weimar zur Aufführung gelangten. Dieser Lieblingsautor des deutschen Bürgerthums beherrschte, trotzdem er von Goethe keineswegs übermäßig geschätzt wurde, ja persönlich mit ihm in Fehde gerathen war, das Weimariſche Theater ebenso gut wie alle anderen deutschen Theater um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Gegen die Masse der seinen Namen tragenden Aufführungen — von seinen 87 Stücken verschwanden einzelne ziemlich bald, andere wurden oft wiederholt, „Das Epigramm“ 14, „Das Geständniß“ 18, „Der Taubstumme“ 22, „Der Wildfang“ 34 mal; alles in Allem gewiß 7—800 Vorstellungen — kommt keiner der Zeitgenossen an. Shakespeare war nur mit 8, Lessing gar nur mit 4 Stücken vertreten; von Schiller, dem eigentlichen Theaterdichter, kamen 18 Stücke 367 mal, von Goethe, dem Theaterleiter, 19 Dramen nur 235 mal auf die Bühne. Gerade diese Zurückhaltung den eigenen Produktionen gegenüber ist eines der rühmlichsten Zeugnisse für Goethe's durch unermüdete Thätigkeit, aber auch durch schöne Erfolge ausgezeichneten Theaterleitung.

L. Weiger.

Lettres de Marie Bashkirtseff avec quatre portraits, des facsimilés d'autographes et de croquis et une préface par François Copée de l'Académie française. Paris. 1891. Charpentier. (3,50 frs.)

Die „Nation“ (Jahrgang 5 S. 67) hat das vielberedete in acht Auflagen erschiene Tagebuch dieser jungen Russin besprochen, die in der Blüthe der Jahre dahinschied, noch bevor sie, die Schülerin Tony Fleury's, die Fremdin von Bastian Sapage als Materin ihr Höchstes leisten durfte. Mit dem Pinsel soll die Millionärin Meisterhaftes zu Staude gebracht haben. Als Briefstellerin wird sie manche Dédacents zu Ausbrüchen ungemessenen Entzückens fortreißen: von ihrem achten Lebensjahre an schreibt dies frühreife, durch Reisen und Studien gebildete, durch angeborenen Weltblick ausgezeichnete seltsame Wesen durchweg eigenhümlich, bizarr, überraschend, verblüffend, anregend, anregend, übermüthig, wetterwendisch, kurzum: was man will: nur nicht natürlich und naturgemäß. Dumas fils, dem sie (wie Guy de Maupassant, Zola, Henri Gonssaye und so manchen anderen) bald pseudonyme Puldigungsbriefe, bald gassenbühliche Eulenspiegelereien zuschickte, beurtheilte sie nach ihrem Zuständniß ganz richtig: Vous avez raison. Les romans m'ont tourné la tete. Ces choses là ne se font pas. Trotz dem hat uns die Lektüre dieser Blätter mehr Genuß bereitet, als Siebenachtel der landläufigen Romane: denn gab doch das Studium, wie die zeitgenössische Modedunst ein außerordentlich veranlagtes, überspanntes Geschöpf halbtoth macht, einem Cervantes Anlaß zum Don Quigote. Und wie dieser „geheite Narr“ z. B. in der Rede über den Vorzug der Waffen vor dem Wissen dauernde denkwürdige Wahrheiten zu offenbaren vermochte, trifft Marie Bashkirtseff wiederholt ins Schwarze: die Idealzeitung, von der sie (S. 262 ff.) phantastirt, verdient so ernstlich vermerkt zu werden, wie ihre Forderung, die Ecole des beaux-arts auch Mädchen zugänglich zu machen (S. 168 ff.). Was unser Kobold da sagt und wie er es sagt, gewinnt gleicherweise unsern Antheil.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

Weimar. Ein Werk, das wahrhaft empfehlenswerth ist, können wir für diesen Zeitabschnitt Ihnen nicht nennen. Wie wir erfahren, soll jedoch Scherer's Deutsche Literaturgeschichte in kurzer Zeit in neuer Auflage und bis in die jüngste Zeit fortgeführt erscheinen; vielleicht entspricht dieses Werk noch am meisten Ihren Wünschen.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von G. E. Hermann in Berlin SW., Benthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postausschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3% Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpost-

vereins bei Befendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Inzerionspreis pro 4-gespaltene Colonne-Beile 40 Pf. Aufträge nimmt die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemstraße 48 und deren Filialen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1891 unter Nr. 4268 eingetragen.

Inhalt:

- Politische Wochenübersicht. Von * * *
- Löhne und Kornpreise. Von Th. Barth, M. d. R.
- Gold in Süd-Afrika und Australien. Von Prof. E. Sueß, Mitglied des österreichischen Reichsrathes.
- Cypern unter englischer Verwaltung. Von Max Ohnefalsch-Richter
- Der Fächer. Von Professor Hubert Janitschek (Straßburg i./E.).
- Schiller's Geschichtsschreibung. (Schluß.) Von Otto Brahm.
- Lesing-Theater: Am Tage des Gerichts. Von Maximilian Harden.

Bücherbesprechung:

Otto Kalljen: Die deutschen Städte im Mittelalter. Bespr. von G.

Abdruck sämtlicher Artikel ist Zeitungen und Zeitschriften gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

Politische Wochenübersicht.

Die Feste in Kronstadt sind zu Ende; ihnen folgten Bewillkommungen der französischen Gäste in Moskau, und dann wird sich über Rußland sicherlich von neuem jene graue trostlos einformige Ruhe herabsenken, welche die entsprechende Atmosphäre für ein despotisch regiertes Reich ist. Zur nämlichen Zeit, wie in Kronstadt, verbrüderte man sich auch in Cherbourg und in Cautevets, einem Badeort in den Ober-Pyrenäen. Die offiziellen Persönlichkeiten und die begeisterungsfähige Bevölkerung in dem Hafenplake waren beglückt, die Besatzung eines russischen Kriegsschiffes mit Jubel empfangen zu können; man fetirte die russischen Seeleute und sandte ein Guldigungstelegramm an den Zaren. In dem Pyrenäenthale endlich hatte man sich Herrn von Mohrenheim, den russischen Botschafter zu Paris, als willkommenes Objekt für eine politische Demonstration ausersehen. Die Kapelle spielte bei der Ankunft des Botschafters die Marseillaise, das Revolutionslied, und die Nationalhymne des Despotenreiches; Herr von Mohrenheim aber entblözte sein Haupt, hielt eine kurze freundliche Ansprache und — meinte vor Freuden, wie französische Blätter motiviren. Ein Mehreres im Genre jentimentaler Verbrüderungspolitik ist zur Zeit nicht zu berichten, und es ist mindestens wahrscheinlich, daß nunmehr

nach wohlgethaner Arbeit sich Franzosen und Russen zunächst einige Ruhe gönnen werden.

Alle jene Festlichkeiten, die in ihrem Ueberchwang den Unbetheiligten etwas lächerlich erscheinen müssen, bergen gleichwohl, das ist nicht zu leugnen, einen ernststen politischen Kern.

Das russische Reich und die französische Republik sind Staatsgebilde, die ihrer Kultur und politischen Entwicklung nach schroffe Gegenätze darstellen. Gewiß betrachtet man es heute als einen Fundamentalsatz auswärtiger Politik, sich von der Gemischung in die inneren Zustände eines fremden Landes fern zu halten; aber ebenso unzweifelhaft sollte es sein, daß die Sympathien einer fortgeschrittenen republikanischen Bevölkerung nicht einem Reiche gehören dürften, das jedes Streben seiner Unterthanen nach einer freieren Gestaltung des politischen Lebens mit dem Galaen, mit Sibirien und mit den Kasematten der Schlüsselburg bestraft. Und enthalten sich heute auch die Staaten einander Vorschriften über die im Innern zu besorgende Politik zu machen, so ist doch andererseits die Rückwirkung gewiß nicht zu unterschätzen, welche das innerpolitische Leben eines mächtigen Staates auf einen anderen ausüben kann. Würden Rußland und Frankreich — um die letzten Konsequenzen zu ziehen — in einem gemeinsam geführten Kriege die Tripelallianz in entscheidender Weise besiegen, was würde die Folge sein? Es stünden sich dann in Europa zwei Mächte gegenüber, die wahrscheinlich, wie über mancherlei anderes, so auch darüber in Streit gerathen müßten, welchen politischen Ideen nunmehr in Europa ein erneuerter Anstoß zur weiteren Entfaltung zu geben sei. Ein Sieg der Republik brächte leicht eine Stärkung der demokratischen Strömung und ein Sieg des Zarenthums brächte gleichfalls der Autokratie einen Kräftezuwachs. In Petersburg würde der Zar und der Oberprokurator der heiligen Synode andere Ansprüche an die Neugestaltung der europäischen Verhältnisse machen, als der Präsident der französischen Republik und ein französischer freigeistiger Kultusminister. Daß die in diesen beiden Staaten verkörperten grundfeindlichen Prinzipien selbst alsdann in kurzem aneinander gerathen müßten, erscheint naturgemäß. Für die Republik kommt noch eine zweite Gefahr hinzu; die Siege der Republik könnten leicht auch der Untergang der republikanischen Staatsform sein, denn die Befürchtung liegt nahe, daß der erfolgreichste der französischen Feldherren den Versuch wagen würde, von Neuem an den demokratischen Imperialismus anzuknüpfen.

Die Zahl der ernststen Gründe also, welche Frankreich und Rußland getrennt halten sollten, ist nicht klein; wenn gleichwohl beide Staaten einander in augenfälliger Weise näher gerückt sind, so beweist dies, daß sie bereit sind, die Stimmungen und die Erwägungen, die hier angeführt worden

sind, für minderwerthig zu halten gegenüber dem Vortheil, den sie sich von einer engeren Verbindung versprechen.

Die Beteiligten versichern nun, daß diese Verbindung nur den Zweck hat, die beiden Staaten gegen einen ungerechten Angriff zu schützen. Wir glauben nicht, daß diese Erklärungen gänzlich aufrichtig sind. Die Tripelallianz ist ihrer Eigenart nach durchaus unfähig zu Angriffskriegen, das weiß man in Frankreich und Rußland so gut wie allwärts. Dem Anschluß der beiden Staaten aneinander liegen also andere Motive zu Grunde. In Petersburg wie in Paris fühlte man sich in seiner Eigenliebe verletzt; man wollte, dies mag nochmals gesagt werden, sich nicht zum Friedenhalten durch eine überlegene Koalition zwingen lassen, sondern man wollte zeigen, daß in jedem Augenblick eine Gegenkoalition zu Stande gebracht werden könne, die sich, aus so grundverschiedenen Theilnehmern sie immerhin bestehen mag, an Truppenzahl doch mit jener anderen Koalition etwa messen darf.

Freilich berichtet man, daß bereits ein formelles Bündniß zwischen Rußland und Frankreich besteht; allein es gibt keinen Beweis für diese Behauptung, und uns erscheint sie nach Lage der Verhältnisse noch nicht wahrscheinlich. Nicht das Bündniß ist da; wohl aber sind die Schwierigkeiten, welche einem Bündniß entgegenstehen, beseitigt oder außerordentlich vermindert. Ist heute demnach auch ein Vertrag nicht unterzeichnet, so kann er doch nöthigenfalls bei entsprechender Gestaltung der Verhältnisse und bei entsprechender Einwirkung auf die maßgebenden Personen — übermorgen unterzeichnet sein. Das ist, wie wir glauben, der Inhalt der neuesten Vorgänge auf internationalem Gebiet. Es scheint uns, daß im Augenblick die politische Entwicklung bei dieser Entwicklungsphase Halt gemacht hat und hierüber noch nicht hinausgeschritten ist.

Nun halten wir es freilich für keineswegs unwahrscheinlich, daß auch die heutige Ausgestaltung der internationalen Beziehungen uns noch lange den Frieden erhalten kann; allein sicher ist, daß Europa einen kleinen Schritt dem kriegerischen Abgrund wieder näher gekommen ist. Daß diese Gefahr in jedem Augenblick heraufkommen konnte, ist niemals verkannt worden, und weil ihr Eintreten befürchtet wurde, darum gerade schlossen sich Deutschland, Oesterreich und Italien zu einem Dreibund zusammen.

Die Tripelallianz ist in der That ein Friedensbund und ihr hat man aus gekränkter Eitelkeit angeblich einen anderen Friedensbund entgegen gestellt. Dagegen ließe sich am Ende nichts einwenden. Aber sicher ist doch auch, daß der russisch-französische Friedensbund, — und zwar im Gegensatz zur Tripelallianz — mit den europäischen Verhältnissen, wie sie heute bestehen, nicht zufrieden ist; die Republik wegen des Verlustes von Elsaß-Lothringen; das Zarenreich wegen seiner Verluste an Einfluß im Orient. Die getrennten Unzufriedenen waren nun eine geringere Gefahr: Rußland und Frankreich, die sich zusammenbun, um den Frieden zu schützen, sind der bedenklichen Versuchung ausgesetzt, sich im Gefühl gemeinsamer Kraft zu berauschen, und sie könnten leichter auf den Gedanken kommen, durch ihre Vereinigung vor Allem die Ursachen ihrer Unzufriedenheit beseitigen zu wollen. Ja, es dürfte klar sein, daß ohne diesen uneingestanden, mächtig treibenden und bedrohlichen Hintergedanken niemals Regierung und Bevölkerung in Rußland und Frankreich geneigt gewesen wären, alle jene schweren Bedenken zurückzuschieben, die einer intimen Annäherung beider Staaten entgegenstehen.

An dem Schritt vorwärts zur Allianz erkennt man daher von Neuem die Gewalt, mit welcher die Revancheidee in Frankreich und die orientalischen Eroberungspläne in Rußland die Geister im Banne halten, und wenn auch der Zar heute wahrscheinlich ebensowenig wie die republikanische Regierung einen furchtbaren Krieg will, so zeigt sich doch, daß Beide langsam von einer Strömung vorwärts getrieben werden, an der nur die französischen Chauvinisten und die russischen Panislawisten ihre ungekrübte Freude haben.

Will man zum ernstesten Drama sogleich das Satirspiel haben, so muß man erwähnen, daß die Association lit-

éraire et artistique internationale, die ihren Sitz zu Paris hat, nach Berlin die Nachricht gelangen ließ, sie halte sich durch ihre ursprüngliche Zusage nicht ferner für gebunden und werde den Schriftsteller-Kongreß in der deutschen Reichshauptstadt nicht besuchen. Die Association wird statt dessen in Mailand ihre diesjährige Jahresversammlung abhalten. Als Gründe für diesen Entschluß gibt der Pariser Verein einen Mangel an Rücksicht und Zuborkommenheit Seitens des Berliner Komitees an; während das Berliner Komitee bei den Franzosen einzig und allein eine erneute chauvinistische Regierung voraussetzt, — so etwa als Reflex der großen Verbrüderungsfeierlichkeiten in Kronstadt. Wie es Franzosen gibt, welche es für einen Landesverrath halten, daß die Flotte der Republik die schönen Tage von St. Petersburg durch einen Besuch in England zu verdunkeln im Begriffe steht, so soll es andere Franzosen geben, welchen ihr Patriotismus verbietet, in Berlin über litterarische Fragen zu verhandeln. Ueber dieses neue wichtige Symptom der Völkerentzweiung kann die Politik wohl mit leichtem Schritte hinweggehen, und nur eines mag ausgesprochen werden. Für jeden gebildeten Deutschen ist es selbstverständlich, daß er jeden Franzosen mit der Zuborkommenheit und der Rücksichtnahme behandelt, welche die Gesetze der guten Gesellschaft vorschreiben; eher wird man unter den obwaltenden gespannten Verhältnissen ein wenig mehr als zu wenig Delicatesse walten lassen. Die Pflichten gegen fremde Gäste würde man daher gewiß nicht in Berlin verletzen, das steht außer aller Frage. Andererseits aber regt man sich in Berlin nicht im geringsten auf, wenn eine Anzahl Franzosen es vorzieht, deutschen Boden zu meiden, und uns erscheint die richtige Antwort auf einen derartigen Entschluß: ein gleichgültiges Achselzucken. Das dürfte die allein entsprechende und eine bessere Antwort sein als irgend eine gewichtige Gegendemonstration. Ein solches Achselzucken wird auch jene große Anzahl aufgeklärter und verständiger denkender Franzosen verstehen, an deren Urtheil und an deren Sympathien uns Großes gelegen sein muß, unbeschadet aller Gehässigkeiten, die manchmal herüber und manchmal hinüber von frivolen oder nervösen Händen gespielt werden.

Leider nur allzusehnell ist die Bestätigung derjenigen Voraussage zu Theil geworden, welche der in der zweitletzten Nummer der „Nation“ enthaltene Aufsatz des Reichstagsabgeordneten Karl Schrader ausgesprochen hatte. Herr Schrader hatte in seinem Artikel „Staatsbahnen und Reichsaufsicht“ darauf hingewiesen, daß die Hoffnungen auf eine Herabsetzung der Tarife kaum in Erfüllung gehen würden; und er hatte den Schwärmern für das Staatsbahnsystem daher vor Allem die bisherige Weigerung der Staatsbehörden zu eingreifenden Reformen im Interesse des Verkehrs vor die Augen gerückt. Der Zeitpunkt für diese Betrachtungen war gut gewählt; denn gerade in diesen Tagen erklärte der neue Eisenbahnminister einer bei ihm vorsprechenden Deputation, daß an eine Einführung des Zonentarifs auf bestimmten Staatsbahnstrecken nicht zu denken sei. Wir sind dabei keineswegs der Ansicht, daß gerade der Zonentarif eingeführt werden soll und muß; das ist nicht das Entscheidende. Wichtig ist allein, daß jene Ablehnung, die auf finanzielle Gründe zurückzuführen ist, sich gleichzeitig gegen jede einschneidende Herabsetzung der Tarife, in Sonderheit der Zonentarife wendet.

Dagegen stellte der Minister eine andere Reform vor, welche nur lokaler Bedeutung in Aussicht; der Berliner Vorortverkehr soll vereinfacht und verbilligt werden. Eine solche Maßregel würde für Berlin keine Bedeutung haben, vor Allem für eine bessere Gestaltung der Wohnungsverhältnisse. Erst dann würde es zahlreichen Familien möglich sein, auf das Land in gesündere und billigere Wohnungen zu ziehen, während sie nur den Tag über in Berlin sich zur Erledigung ihrer Geschäfte aufzuhalten nöthig hätten; und dieser Abzug der einen, würde so gleichzeitig den Zurückbleibenden mehr Raum schaffen. Gerade diese Maßregel könnte auch den in Berlin vorhandenen gemeinnützigen Bauvereinigungen und Baugenossenschaften, welche in der Um-

gegen Arbeiterkolonien anzulegen suchen, ihre Wirksamkeit wesentlich erleichtern; und das wäre diesen Vereinigungen zu wünschen; ihre Lage ist in mancher Beziehung heute noch nicht so, wie sie sein sollte.

Während sich nämlich in den Ministerien ein wirklich reges Interesse und Wohlwollen für diese humanen Bestrebungen zeigt, haben einzelne Unternehmungen mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, die ihnen von den untergebenen Ortsbehörden unversehrt in den Weg gelegt werden. So wird die Berliner Baugenossenschaft, die bereits an drei Stellen in der Umgebung Berlins Arbeiterhäuser mit bestem Erfolg erbaut hat, auf das Vergerlichste in ihrer Entwicklung gehemmt, weil die lokalen Behörden von Adlershof eine Erweiterung der dort schon bestehenden Kolonie durch die Aufstellung immer neuer Anforderungen bisher zu verhindern wußten. Soll eine Ermäßigung der Personentaxe für den Berliner Vorortverkehr seine volle erfreuliche Wirkung für die Gestaltung der Wohnungsverhältnisse üben, so wird man in den Ministerien auch Bedacht nehmen müssen, die Widerstände energisch zu beseitigen, welche — wie in Adlershof — einer Entwicklung von Arbeiterkolonien entgegengestellt werden.

Es scheint, daß der Streit zwischen Parnell und seinen Gegnern jetzt in ein lehrreiches entscheidendes Stadium tritt. In diesen Tagen haben sich nämlich von dem alten Führer auch O'Brien und Dillon losgesagt und gleichzeitig wird das „Freeman's-Journal“, das Hauptorgan Parnell's, schwierig. Es macht heute den Eindruck, daß Parnell politisch zunächst verloren ist. Man mag der Ansicht sein, daß dieses Schicksal ihn nicht ungerechtfertigter Weise ereilt hat; gleichwohl kann man in gewissem Grade seine Bewunderung dem gestürzten Führer nicht verjagen; die Fähigkeit, mit der er weiter kämpft, ist eine seltene; er bewahrt noch bis zuletzt jene Eigenschaften, durch die er die irische Partei groß gemacht hat.

Löhne und Kornpreise.

Es ist nicht das erste Mal, daß Agrarier die Getreidezölle durch die Theorie zu rechtfertigen suchen: die künstliche Steigerung der Kornpreise werde wett gemacht durch eine gleichzeitige Erhöhung der Löhne. Fürst Bismarck legte sogar ein ganz besonderes Gewicht auf dieses Argument; und als ein Meister in der Kunst der Wiederholung behauptete er die Richtigkeit des Sakes so oft und so nachdrücklich, bis ein Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Behauptung wie eine Art Bismarck-Beleidigung behandelt wurde. Der volkswirtschaftlichen Skepsis, welche nicht im Wege der einfachen nationalen Entrüstung niedergeschrien werden konnte, warf man auch wohl gelegentlich eine Hand voll Rahlen ins Gesicht, welche „unumstößlich“ bewiesen, daß der „Schutz der nationalen Arbeit“ die Löhne wesentlich erhöht habe. Von dieser letzteren Form der Beweisführung ist es seit geraumer Zeit ziemlich still geworden, aber die Behauptung jenes segensreichen Zusammenhanges ist geblieben. Nur ist es nicht mehr die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, welche dem pressenden Chor voranschreitet, sondern die „Hamburger Nachrichten“ erklären heute „den Zusammenhang zwischen Verdiensterhöhung und der Politik des Schutzes der nationalen Arbeit für unbestreitbar“. Ja, ja — fügt die „Kons. Korrespondenz“ hinzu — so ist es; hohe Kornpreise sind an sich für den Arbeiter noch kein Uebel, wenn er sie nur bezahlen kann. Die Weisheit dieses Ausspruchs mag man bewundern; nur schade, daß der Arbeiter, wie der Knecht Jochen Brümmer in Fritz Reuter's bekanntem Gedicht halbstarrig jene Weisheit durch den Einwand lahmlegt:

„Rindfleisch und Plummern is en schön Gericht,
Doch, mine Herrn, ik freit man nich.“

Mit anderen Worten: die Meinung, als ob hohe Kornpreise die Tendenz hätten, die Löhne zum Steigen zu bringen, beruht auf einer Ideenverwirrung.

Allerdings kann nicht bestritten werden, daß ein Produzent, der eine Waare zu Markte bringt, einerseits um so kaufkräftiger wird, je mehr er für seine Waare bekommt. Auch wird es in vielen Fällen zutreffen, daß der höhere Erlös den Produzenten hauptsächlich zu einem erhöhten Verbrauch veranlaßt. Je mehr aber verbraucht wird, um so mehr Arbeit kommt zur Verwendung; und je mehr Arbeit verwandt wird, um so stärker ist die Nachfrage nach Arbeit, von welcher in letzter Linie die Lohnhöhe abhängt. Das ist alles ganz logisch. Eine volkswirtschaftliche Rechnung hat jedoch stets neben der Kredit- auch eine Debet-Seite, und erst der Vergleich beider stellt es klar, ob ein Gewinn oder ein Verlust vorliegt. Wenn dem Arbeiter dadurch zu helfen wäre, daß er den Produzenten aus seinen eigenen Mitteln in die Lage versetzt, mittelst stärkeren Verbrauchs die Arbeitsgelegenheit zu vermehren, so wäre die soziale Frage leicht zu lösen. In Wirklichkeit stellt sich das Exempel so, daß jede Mark, die aus der Tasche dem Arbeiter herausgenommen und den Produzenten eingehändigt wird, die Kaufkraft des Arbeiters um eben diese Mark vermindert: und wenn die Gesetzgebung Vorsozge trifft, daß diese Mark ohne Gegenleistung, in der Form einer künstlichen Preissteigerung, in die Taschen der Produzenten fließt, so liegt ein blander Verlust vor, der den Arbeiter genau so trifft, als ob er im Spiel eine Mark verloren hätte. Diesem sonnenklaren Verlust steht die Möglichkeit gegenüber, daß diese Mark wieder in den Produktionsprozeß zurückgeleitet wird, um sich erneut mit Arbeit zu verbinden. Aber einmal ist das nur eine Möglichkeit, keine Gewißheit; und dann kann der Arbeiter jene Mark, die er dem Produzenten abliefern mußte, nun seinerseits nicht ausgeben. Selbst wenn diese Mark deshalb von dem Produzenten dem Produktionsprozeß wieder zugeführt wird, so wird diese Wirkung ausgeglichen durch die Gegenwirkung, daß der Arbeiter gezwungen ist, eine Mark weniger zu verbrauchen. Selbst im günstigsten Falle wird somit kein Impuls zur allgemeinen Verbrauchsvermehrung gegeben. Dagegen liegt die Schädigung des Arbeiters selbst für jeden am Tage, der nicht von der Idee ausgeht, daß es dem Hans ganz gleich sein kann, ob er sich für eine Mark etwas kauft, oder ob er die Mark dem Peter schenkt, damit dieser sich dafür etwas kaufe.

Die Sache dürfte selbst für bescheidene Verstandeskräfte durchsichtig sein. Der Protektionismus pflegt nun ein Element der Unklarheit in diese Gedankenreihe hineinzubringen, indem er behauptet: jene Mark bedeute in den Händen des Produzenten etwas ganz anderes, als in den Händen des Konsumenten. Sie werde vom Produzenten nicht durchweg so verzehrt, wie von dem Arbeiter, der von der Hand in den Mund lebt, sondern sie werde vielfach insofern produktiv angelegt, als mittelst der vielen beigesteuerten einzelnen Mark wirtschaftliche Unternehmungen erweitert oder neu ins Leben gerufen würden, die ohne diese Zwangsbeiträge nicht geboren wären. Ganz nüchtern betrachtet heißt das: der Protektionismus plündert die Masse der Konsumenten, um einer Reihe von Produzenten zu ermöglichen, auf eigene Rechnung in vortheilhafterer Weise zu produzieren.

Ich will die moralische Seite dieser Art von Volksbeglückung einmal ganz bei Seite lassen und nur die volkswirtschaftliche Einwirkung dieser abgezwungenen Gaben auf die Produktion ins Auge fassen. Trifft es denn im Allgemeinen zu, daß die Gesamtproduktion durch die den Konsumenten zu Gunsten der Produzenten auferlegte Steuer gesteigert wird? Speziell für die Getreideproduktion ist das in keiner Weise aus den Thatfachen zu erweisen. Die Ursache dafür ist einleuchtend. Die Höhe der Kornpreise wirkt bestimmend auf den Preis des zur Getreideproduktion geeigneten Grund und Bodens ein. Künstlich erhöhte Kornpreise schaffen somit künstlich hohe Bodenpreise und damit künstlich hohe Grundrenten. Der Betrieb des landwirtschaftlichen Ge-

merbes wird aber dadurch nicht erleichtert, sondern ebenso erschwert, wie der Betrieb einer Fabrik erschwert wird, wenn der Erwerb der nothwendigen Maschinen sich vertheuert. Für die Getreideproduktion bricht darnach auch jenes letzte protektionistische Argument haltlos zusammen; und es hat sich denn auch herausgestellt, daß die mittelst der Getreidezölle hervorgebrachte künstliche Vertheuerung des wichtigsten Lebensmittels nicht einmal der Produktion dieses Lebensmittels einen fühlbaren Impuls zu geben im Stande gewesen ist.

Jene Theorie von dem inneren Zusammenhänge zwischen hohen Kornpreisen und hohen Löhnen löst sich darnach in Nichts auf und ist zu ersetzen durch folgende bittere Wahrheit:

Jede Steigerung der Preise der nothwendigsten Lebensmittel stellt sich als eine Schädigung der wichtigsten wirtschaftlichen Interessen der weniger wohlhabenden Klassen der Bevölkerung und speziell der Arbeiter dar. Das Mehr, welches für diese nothwendigen Lebensmittel von den Konsumenten zu verausgaben ist, kann nur durch Entbehrungen ausgeglichen werden. Diese Entbehrungen nöthigen zu einer Einschränkung der Produktion, insbesondere in jenen Arbeitszweigen, welche sich mit der Hervorbringung der an den nothwendigsten Lebensbedarf angrenzenden Waaren befassen. Eine solche Einschränkung der Produktion muß dann weiter eine Vermehrung der unbeschäftigten Arbeitskräfte und im ferneren Verfolg des Prozesses eine Herabdrückung der Löhne herbeiführen. Jede Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel trägt also in sich nicht die Tendenz zur Steigerung, sondern zur Minderung der Löhne.

Dieser Lage stehen wir augenblicklich gegenüber. Während in den letzten Jahren die künstliche Steigerung der Getreidepreise, die wir unseren Kornzöllen verdanken, durch relativ niedrige Weltmarktpreise wenigstens theilweise paralysirt wurde, tritt in diesem Jahre auf dem Weltmarkt eine aus den Ernteverhältnissen hervorgehende Preisbildung zu Tage, die Deutschland zwingt, im Jahre 1891/92 wahrscheinlich wenigstens 500 Millionen Mark mehr für seinen Getreidebedarf zu verausgaben, als in den ersten Jahren nach der Getreidezollerhöhung von 1887. Diese halbe Milliarde muß abgedarbt werden und dieser Abdarbungsprozeß wird die Löhne nicht steigern, sondern mindern. Erleichtern kann man diesen Leidensweg mittelst der Gesetzgebung in wirksamer Weise nur durch eine Maßregel: durch die Aushebung der Getreidezölle.

Th. Barth.

Gold in Süd-Afrika und Australien. *)

In Ihrem geschätzten Blatte vom 18. d. M. hat Herr E. Bamberger in der geistreichen Weise, an welche er uns gewöhnt hat, sich und seine Leser über die Währungsfrage unterhalten. Er hat sich dabei insbesondere auf ein Buch berufen, welches ich vor 14 Jahren über die Produktion des Goldes veröffentlicht habe. Dr. G. Ruhland, jagt Herr Bamberger, habe soeben in der Lüburger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft“ meine damaligen Angaben in Bezug auf den bevorstehenden Rückgang der Produktion für Australien und Neuzeeland als gänzlich haltlos erwiesen, und habe gleichzeitig Herrn Georg Heim veranlaßt, eine Darstellung des südafrikanischen Goldbergbaues zu geben, welche mit nicht minder positiven Belegen und ebenso energischer Sprache die Widerlegung der Sueß'schen Theorie für dieses andere Goldrevier durchführt.

„Man darf nun gespannt sein“, fährt Herr Bamberger fort, „was Herr Professor Sueß zur Verteidigung antworten wird.“

*) Anmerkung der Redaktion: Herr Professor Sueß in Wien hat uns diesen Artikel, mit der Bitte um Aufnahme in der „Nation“, zugestellt. Die Redaktion ist diesem Wunsche gern nachgekommen. Herr Dr. Bamberger hat eine Replik in Aussicht gestellt, die wir voraussichtlich schon nächstens bringen werden.

Diese Worte von so geschätzter Seite sind es allein, welche mich veranlassen, Ihnen die nachfolgenden Zeilen zuzusenden, denn ich gestehe, daß mir diese Frage niemals als ein zur Unterhaltung besonders geeigneter Gegenstand, noch als ein solcher erschienen ist, bei welchem „energische“ Sprache von Vortheil ist. Sie ist im Gegentheil sehr ernst und so vielseitig und schwierig, daß jeder unbefangene Sucher nach Wahrheit trachten muß, sie von Nebenfragen frei zu halten.

Zuerst will ich über Goldproduktion im Allgemeinen sprechen. Im Jahre 1881 beziffert sie Herr Bamberger für die ganze Welt auf rund 161 000 kg, für 1889 auf 176 000 kg und für 1890 beruft sich derselbe auf eine Angabe der amerikanischen Münzdirektion und nennt 178 000 kg. Mir steht an detaillirten Angaben für die ganze Weltproduktion aus neuester Zeit nur der Bericht der amerikanischen Münzdirektion für 1890 zur Verfügung, welcher die Produktion für 1889 enthält, und diese noch etwas höher, nämlich auf 182 308 kg beziffert. So viel steht fest, daß die Curve der Goldproduktion nach einer durch viele Jahre verfolgten absteigenden Richtung in eine leichte Undulation gegen aufwärts getreten ist, und es fragt sich, wie dies bei der fortwährenden Abnahme des Ertragnisses der meisten alten Quellen, z. B. bei der Erschöpfung des Comstock Ganges u. A. zu erklären sei.

Es scheinen drei Ursachen vorhanden zu sein, und zwar: 1. die Vervollkommnung der Röstprozesse für die goldführenden Pyrite; 2. die Entdeckung zweier neuer Lagerstätten von Bedeutung und zwar am M. Morgan in Queensland und am Whitwaterstrand in Süd-Afrika; endlich 3. die Einstellung eines nicht unbedeutlichen Postens in die Tabelle des amerikanischen Münzdirektors, welchen ich für ansprechbar halte.

Lassen Sie mich den letzten Punkt zuerst berühren. Soetbeer's bekannte Tabellen für 1882 und 1883 führen China nicht als Gold produzierendes Land an; so weit meine Nachrichten reichen, gibt es in China nur eine geringe Produktion, welche im Lande aufgezehrt werden dürfte. Nichtsdestoweniger erscheint in den amerikanischen Tabellen für die Weltproduktion China 1887 mit 9 500 000 Doll., 1888 und 1889 mit 9 000 000 Doll. (13 542 kg) verzeichnet; mit der Anmerkung: „Imports of Gold into Great Britain and British India from China.“ Ich glaube nicht, daß in China in letzter Zeit eine Goldlagerstätte entdeckt worden sei, welche 36 bis 38 Millionen Mark überschüssig zum Export liefert, und von welcher auf anderem Wege gar nichts bekannt geworden wäre. Ich zweifle deshalb auch sehr, daß dies chinesisches Gold sei, und vermute, daß es sich hier nur um kommerzielle Transaktionen handelt. Hierdurch aber würde sich die Ziffer für 1889 von 182 308 kg auf 168 766 kg herabmindern.

Nun zu dem Anderen.

In den Tiefen findet sich Gold in der Regel in sehr kleinen Theilchen in ein Schwefelmetall, zumeist Eisensulfid (Pyrit) eingeprengt. In den höheren Theilen des Ganges pflegt der Pyrit zersetzt zu sein, und hier, im Hute des Ganges, ist durch chemische Vorgänge zugleich das Gold in größeren Partikeln und Knollen als sogenanntes Freigold im Quarz vorhanden. Aus der Zerstörung des Hutes endlich gehen die goldführenden Alluvien hervor. Auf den Gängen ist bald ein größerer, bald ein kleinerer Theil des Hutes vorhanden. In diesem gewinnt man durch einfache Methoden das Freigold. Weit kostspieliger wird die Gewinnung, sobald die Pyrite erreicht sind, und hier ist es, wo die verbesserten Röstprozesse, z. B. das sogenannte Chlorinationsverfahren, in neuester Zeit manchen Vortheil gebracht haben. In zahlreichen Fällen ist freilich nach Abbau des Hutes die Grube verlassen oder — einer Aktiengesellschaft angehängt worden.

Ich will zunächst nun von Süd-Afrika sprechen. Von einer Produktion im Transvaal von 601 000 U. im Jahre 1890 rechnet Heim in dem oben bezogenen Aufsätze 500 000 auf das Randgebiet. Dieses soll mich allein beschäftigen.

Das Gold erscheint hier nicht in eigentlichen Gängen, d. i. in Spaltausfüllungen, sondern in dem Bindemittel zwischen den Geröllern eines Konglomerates; in der Tiefe erscheinen aber auch die Pyrite und die Besetzungsercheinungen gegen oben sind dieselben wie in Gängen. „Heute“, sagt Heim, ist es im Randgebiet allgemein anerkannt, daß der Reichthum des Goldes mit der größeren Tiefe zu gewinnt. . .“ (S. 597). Sehen wir nach.

Von 11 der wichtigsten Minen, deren durchschnittlichen Goldgehalt per Tonne für 1890 Heim (S. 587) angibt, erscheinen unter den gleichen Namen 8 wieder in der Angabe des durchschnittlichen Goldgehaltes für April 1891, welchen die Handelskammer zu Johannesburg veröffentlicht hat, und der abgedruckt ist im Londoner „Economist“ vom 20. Juni d. J. (S. 791). Hiernach ergibt sich a) durchschnittlicher Goldgehalt in dwt. für 1889 nach Fr. Pollat, b) für 1890, Ziffern von Heim, c) für April 1891 nach der Handelskammer für Transvaal:

	a)	b)	c)
Crown Reef	12	14	10
Durban-Robepoorte	25	19.75	11.5
Jubilee	15	23.06	16
Snmpers	14	7.37	7.75
Langlaagte Estate	22	17.69	14
May	20	12	9.5
Robinson	52	30.23	23
Simmer & Jack	16	10.01	9.

Dies ist es, was ich Herrn Heim zu antworten habe; hat Jemand Vorliebe für „energischere“ Worte, so mag er dieselben in der betreffenden Nummer des „Economist“ finden, welcher die Interessen britischer Besitzer von südafrikanischen Goldbergwerkstätten vertritt. Bei 12 der größten, namentlich angeführten Gruben belief sich der Kurswerth ihrer Aktien im Jahre 1889 auf 11.4 Mill. Sterl. und er beträgt jetzt 3.1 Mill. Sterl., entsprechend einem Kursverluste von etwa 166 Mill. Mark. Robinson, die reichste Grube, steht heute um mehr als die Hälfte unter dem Nennwerthe (Nennwerth 2,75 Mill. Sterl., Kurswerth 1.237 Mill. Sterl.).

Was soll ich nun über Rußland's Darstellung der australischen Produktion sagen? Wer sich an die von Rußland selbst gebotenen Ziffern halten will, die ich zumeist im Nachfolgenden verwende, wird leicht das Richtige finden.

Das bei weitem wichtigste Produktionsgebiet Australiens war von jeher Viktoria. Im Jahre 1856 erreichte es das Maximum mit über 3 Millionen Unzen an Jahreserzeugung. Von da an ist die Produktion stetig gefallen: 1861 erreichte sie zum letzten Male 2 Mill., 1875 zum letzten Male 1 Mill., 1889 war sie 614 838 U. Der im Jahre 1877 vorhergesagte Rückgang hat sich stetig vollzogen, und nicht ein einziges Mal mehr ist der Stand von 1876 (963 760 U.) erreicht worden.

Das nächste Gebiet, dessen Rückgang vorhergesagt wurde, ist Neu-Süd-Wales. Sein Maximum betrug 1852: 818 752 U.; 1876 lieferte es nur mehr 155 166 U.; auch diese Ziffer wurde seither niemals erreicht; 1889 lieferte dieses Land 119 759 U.

Das dritte Gebiet, N.-Seeland, zeigte sein Maximum 1866 mit 735 376 U.; im Jahre 1876 gab es nur noch 322 016 U.; der Rückgang hat angehalten; 1889 war das Erträgniß 203 211 Unzen.

Süd- und West-Australien, sowie Tasmanien waren damals für Goldproduktion ganz ohne Bedeutung und sind es auch heute.

Das einzige Land, welchem damals schon auf Grund der Beschaffenheit seiner Gänge eine günstigere Prognose gestellt werden durfte, war Queensland, und siehe da, auch dieses hat sich bewahrheitet. Queensland produzierte noch 1877 428 104 U., dann sank die Lieferung bis 1883, wo sie nur 212 783 U. betragen haben soll, und von da an ist sie, hauptsächlich durch die Entdeckungen auf M. Morgan, fortwährend gestiegen; für 1889 nennt man

aus Gängen 728 416 U. und aus Alluvien 10 287 U., M. Morgan soll jetzt täglich 1000 U. erzeugen; es ist das reichste Goldbergwerk der Welt; diesem Grunde und der Entwicklung des Gangbergbaues in Queensland ist der Erfolg für die Ausfälle in den anderen Theilen Australiens zu verdanken.

Dieses sind die Thatfachen, aus welchen beurtheilt werden mag, ob die vor 14 Jahren ausgesprochenen Ansichten „eine zunächst nur für Oesterreich bestimmte Theorie“ gewesen seien. Die Ziffern zeigen aber zugleich die überwiegende Bedeutung von Viktoria, welches bisher dem Weltverkehre weit mehr Gold geliefert hat, als alle anderen australasiatischen Gebiete zusammen. Das rasche Ausblühen dieses Landes ist auch zum nicht geringen Theile den reichen Goldfunden früherer Jahre zuzuschreiben; jetzt, wo die Erziebigkeit sinkt, hat Viktoria seit mehreren Jahren einen Betrag von nicht weniger als 1 600 000 M. jährlich, angeblich für neue Schürfungen bewilligt; thatsächlich ist daraus eine Staatsunterstützung für die erlahmenden Bergbau-Unternehmungen geworden.*) Hören wir aber den heute im Amt stehenden Staats-Geologen für Viktoria, R. A. F. Murray: „Die Ursachen der Abnahme, sagt dieser, sind nicht schwer zu erkennen. Die erste und wichtigste ist, daß alle reichen und zugleich leicht zugänglichen Lagerstätten von Gold gefunden und abgebaut (worked out) sind. . .“ „Sehen wir der Frage ruhig ins Gesicht, so scheint es hoffnungslos, für die Zukunft auf eine dauernde oder wesentliche Verbesserung des jährlichen Goldbetrages der letzten 2 oder 3 Jahre zu rechnen. . .“ und Murray schließt seinen Bericht mit den Worten: „Was immer wir thun mögen, wir können der unausweichlichen Folgerung nicht entgehen, daß, obwohl gut geleiteter Goldbergbau in Viktoria wahrscheinlich fortfahren wird, für Jahrhunderte lohnend zu sein, der künftige Jahresertrag doch im Allgemeinen das Bestreben haben wird, sich allmählich zu vermindern, und zunehmende Sparsamkeit und Intelligenz erforderlich sein werden, um Gewinn zu erzielen.“**)

So vollzieht sich schrittweise der große Vorgang. In den alten Kulturländern gibt es keine irgendwie ansehnliche Goldproduktion. Indem die weiße Rasse in neue Landschaften vordringt, entnimmt sie dem jungfräulichen Boden das Gold, welches er in erreichbarer Gestalt ihr darbietet; die Lagerstätten werden erschöpft, neue werden aufgefunden; je größer die angewendete Energie, um so rascher werden auch diese erschöpft. Unterdeß steigt der Wohlstand der Völker, es steigt der Bedarf der Industrie an Gold und der Bedarf des Umlaufes. Der Produktion sind durch die Ausdehnung und die Beschaffenheit des Planeten Grenzen gesetzt, aber Grenzen des Bedarfes sehen wir nicht; das Platin ist bereits ganz in den Dienst der Industrie zurückgetreten; das Gold befindet sich auf demselben Wege. Unterdeß steigt seine Seltenheit und sein Werth.

Wien, 30. Juli 1891.

E. Sueß.

Cypern unter englischer Verwaltung.

Als Lord Beaconsfield 1878 das bekannte Abkommen mit der hohen Pforte betreffs Cyperns zu Stande gebracht hatte, versprach er aus der englischen Verwaltung dieser östlichsten Insel im Mittelmeer ein Modell guter Administration zu bilden, ein Vorbild für den Orient.

Disraeli ist längst nicht mehr. Andere traten seine Erbschaft an, und bekanntlich „The great old man“, Gladstone noch bei Disraeli's Lebzeiten. Seit lange hat inzwischen wieder ein konservatives Ministerium unter Lord Salisbury die Oberhand gewonnen. Unbeirrt um die

*) B. B. Annual Report of the Secretary of Mines for 1889; Victoria, p. 14.

**) Report of the Mining Registrars for the quarter end. 30th June 1889, Append. A, p. 72-76.

Wechsel der herrschenden Parteien aber sind die Generalgouverneure einer nach dem andern bemüht gewesen, Lord Beaconsfield's Versprechen zu erfüllen. Sir Garnet, jetzt Lord Wolseley, Sir Robert Biddulph, Sir Henry Bulwer, einer wie der andere haben gethan, was unter obwaltenden Verhältnissen überhaupt möglich war. Lord Wolseley weilte nicht lange auf dieser (nach den neuesten trigonometrischen Berechnungen der Engländer) etwa 9400—9600 Quadratkilometer, rund 175 Quadratmeilen, großen, aber nur dünn bevölkerten Insel. Die bisher von England erst einmal vorgenommene Volkszählung, wohl der erste solide Census im Orient, ergab 1881 eine Bevölkerungsziffer von 186 173 Seelen. Als im Frühjahr 1879 die Gefahr eines Krieges mit Rußland geschwunden war, als sich auch zeigte, von welcher friedliebender und harmloser Natur die Cyprioten waren, wurde Lord Wolseley, einer der besten, oder überhaupt der beste unter den englischen Generalen, abberufen. Sir Robert Biddulph, der unter Wolseley zunächst den Nicosia-Distrikt im Innern der Insel verwaltet und dann als Unterhändler in Konstantinopel bei der Bestimmung der Tributhöhe mitgearbeitet hatte, kam an die Reihe. Ihm fiel das schwerste Stück Arbeit zu. Dazu kam unter ihm der Wechsel der herrschenden Parteien in England. Da ich selbst unter Sir Robert fast ein Jahr lang englischer Staatsbeamter war und zwar als zweiter Forstbeamter und Leiter der 1882/83 ausgeführten Aufforstungsarbeiten (Superintendent of works for replantory) fungierte, ein Amt, das nach mir nicht wieder befehlt worden ist, weiß ich nur zu gut, wie oft von England Befehle und Gegenbefehle kamen, je nachdem der Wind von der rechten oder der linken Seite blies. Gerade unter Sir Robert mußten auch die englischen Beamten erst lernen, wie den Sitten, dem Klima, den bestehenden Gesetzen gemäß zu verfahren und wie die zweckentsprechendste Umgestaltung der Verhältnisse anzubahnen und durchzuführen sei. Sie haben es vortrefflich verstanden, das für orientalisches-cypriotesche Verhältnisse Geeignetste aus morgen- und abendländischen Sitten und Gesetzen auszuwählen. Nur das, was sich überlebt hatte, was für einen Kulturstaat wie England beizubehalten unmöglich war, wurde abgestoßen. Aber auch das geschah trotz alles Schreiens und Drängens der Ungeduldrigen nicht in ungefunter, das Gemeinwohl schädigender überstürzter Weise, sondern ganz allmählig. Dem unermüdblichen Generalgouverneur stand eine noch heute auf Cypern thätige Kraft, Sir Elliot Bowill, der oberste Richter (Chief Justice) zur Seite, ein Mann, der es verstanden hat, sich im Laufe der Jahre die Liebe und Achtung nicht nur der Ausländer und Engländer, sondern auch die der Insel-Griechen und Insel-Türken zu erwerben: wahrlich keine kleine Errungenschaft unter Menschen, die zum großen Theile wie kapriziöse Kinder in ihrer geistigen Naivität behandelt sein wollten. Dabei ist es Sir Elliot Bowill, der mit seinem Weisker Schmidt die überführten Mörder zum Strange verurtheilt.

Im Frühjahr 1886 wurde Sir Robert Biddulph, der wie Lord Wolseley ein Militär war, durch Sir Henry Bulwer, einen Civilgouverneur, wieder in sehr richtiger Weise ersetzt. Denn die Zeit für den erspriesslichen Wirkungsbereich eines reinen Civilbeamten war gekommen, wie es richtig war mit halb militärischem, halb civilem Regiment zu beginnen.

Die Cyprioten, gelehrig und von Natur begabt, wie sie sind, vergessen nur zu leicht das, was sie noch vor zwölf Jahren waren. Denn beinahe unmerklich sind sie bereits trotz des schwer auf dem Lande lastenden Tributs zu einem besseren Leben, einem weit menschenwürdigeren Dasein herangezogen worden. Daß daneben trotz all der segensreichen englischen Neueinrichtungen auf Cypern auch mancherlei Interessen verletzt worden sind, ist leicht begreiflich. Jede Kultur bringt mit neuen Vortheilen auch neue Nachtheile. Grundsätzlich zum Vorwurf machen kann man der englischen Verwaltung dagegen, daß sie den hohen Tribut, unter dem die Entwicklung der Insel in schlimmster Weise zurückgehalten wird, noch nicht abgelöst hat. Es zeigt sich dabei der kaufmännische Geist englischer Kolonialpolitik. Den Jahrestribut erhält der arme kranke Mann am goldenen

Horne nämlich nicht. Engländer und Franzosen, des Sultans Gläubiger, stecken das Geld ein. Theoretisch gilt Cypern immer noch als türkisches Territorium. Und diese Theorie hat ihre praktischen Folgen, obwohl England wohl kaum je Cypern wieder herausgeben wird. — Die englisch-türkische Konvention vom 4. Juni 1878 bestimmt: „So lange Rußland Ardahan, Kars und Batum behalten würde, solle England Cypern gegen die Zahlung eines jährlichen Tributes an den Sultan okkupiren. Die Tributhöhe wäre aus dem Durchschnittsmittel der türkischen Einnahmen auf Cypern während der letzten zehn Jahre zu berechnen.“ Diese Berechnung hat einen Tribut von 92 797 Sterling ergeben. Wenn man das Budget Cypriens in den ersten zehn Jahren der englischen Verwaltung vergleicht,*) so sollte man glauben, daß bei der Berechnung dieses Tributes ganz willkürlich verfahren sei; denn selbst in den besten Jahren 1883/84 hat der Ueberschuß aus der Verwaltung noch lange nicht die Tributsumme gedeckt. Man darf aber nicht vergessen, daß unter türkischer Herrschaft die wirklich im Lande zur Hebung der Kultur gemachten Ausgaben verschwindend klein — gegenüber der unter englischer Herrschaft erfolgten Ausgaben — gewesen sind. Ich traf das Land noch 1878 in einem schrecklich verwahrlosten Zustande an. Das Baktschische, ein in allen Zweigen der Verwaltung geübtes Korruptionssystem, das Brandschaken vom Mutesjarif (dem Pascha) an bis zum letzten Zaptich (Polizeisoldaten) standen in üppigster Blüthe. Während so für das Land so gut wie nichts geschah, mögen nach Konstantinopel wirklich jährlich Geldbeträge in der Tributhöhe offiziell abgeführt worden sein. Nur die großen natürlichen Hilfsquellen erklären es, daß die Bevölkerung Cypriens unter Jahrhunderte langer Mißwirtschaft und unter einem auf rund 10 Mark pro Kopf der Bevölkerung zu beziffernden Tribut wirtschaftlich noch nicht völlig zu Grunde gegangen ist. Das Defizit, das sich in Folge der Tributzahlungen seit 1878 herausstellte, ist allerdings von England gedeckt worden. Aber immerhin wäre es im Interesse der Insel, den Tribut ganz abzulösen oder wenigstens zu vermindern. England hat doch von Cypern in seinem politischen Interesse Besitz ergriffen. Das reichste Landgut gibt schließlich gar keinen Ertrag mehr, wird ununterbrochen Raubbau getrieben und werden dem Boden nicht die Stoffe in irgend welcher Form zurückgeführt, die durch die Ernten entnommen wurden.

Der heutige General-Gouverneur Sir Henry Bulwer ist noch populärer als seine Vorgänger; er ist ein im Kolonialdienst ergrauter Gentleman im besten Sinne des Wortes und stammt aus der berühmten englischen Familie von Litteraten und Diplomaten. Er weiß die Leute den Landesitten entsprechend zu nehmen, ist zuvorkommend und unparteiisch gegen Jedermann und streng dort, wo es nothwendig erscheint.

Drei Viertel der Bevölkerung Cypriens sind Christen, in der Hauptsache der griechisch-orthodoxen Kirche angehörend, ein Viertel Türken. Dementsprechend ist auch der „Legislativ-Council“, der gesetzgebende Körper, zusammengesetzt. Von den 18 Mitgliedern desselben werden 6 von der Regierung aus der Mitte der hohen Inselbeamten gewählt, 9 Mitglieder werden von den Christen und 3 von den Türken der Insel aus dem Volke gewählt. Auch Fremde, die länger als 5 Jahre auf der Insel wohnen und Grundsteuer zahlen, sind wählbar. Die Königin von Eng-

*) Ich stelle hier nach den englischen Blaubüchern die Einnahmen und Ausgaben der zehn Jahre vom April 1879 bis zum 31. März 1889 in Sterling, zusammen. Es standen gegenüber:

Jahr	£ 148 360	Einnahmen zu	£ 117 445	Ausgaben,
1879/80	156 095	"	"	119 416
1881/82	169 732	"	"	157 672
1882/83	189 000	"	"	120 000
1883/84	194 051	"	"	111 684
1884/85	172 072	"	"	112 085
1885/86	172 334	"	"	111 301
1886/87	187 044	"	"	110 679
1887/88	145 443	"	"	113 325
1888/89	149 362	"	"	109 963

laud hat sich zwar den Beschlüssen dieser Körperschaft gegenüber das Veto reservirt, doch wird dasselbe nur selten zur Anwendung gebracht. Ein aus einigen hohen Beamten von der Regierung gewählter „Exekutive Council“ besteht als ausführender Rath. Alljährlich hält der Gesetzbereitungsrath ganz nach englischem Muster im Kleinen seine Sitzungsperiode in Nicosia, der Inselhauptstadt.“ Der exekutive Rath tritt meist allwöchentlich beim General-Gouverneur zusammen.

Die Einteilung der Insel in 6 Distrikte mit sechs englischen Kommissären, 6 englischen Richtern und 6 englischen Polizei-Kommandanten ist, wie so vieles andere, einfach aus der türkischen Verwaltung übernommen; der ottomanische Kodex, bekanntlich dem Code Napoléon nachgebildet und dem Orient angepaßt, ist, neben vielen anderen türkischen Verwaltungseinrichtungen, noch heute als Basis beibehalten.

Die Engländer ließen jedoch die türkischen Kadis nur solange als Präsidenten der Distriktrichte funktionieren, bis die englischen Beisitzer den Geschäftsgang gelernt hatten. Der Präsidentenstuhl des Appellhofes für Zivilsachen in Nicosia wurde gleich und zwar zuerst vorübergehend von dem bekannten Coofson, der aus Alexandrien eine große richterliche Kenntniß orientalischer Verhältnisse mitbrachte, besetzt.

Die englischen Richter bereisen zum Zweck der Rechtssprechung in Kriminalfällen die einzelnen Distrikte. Ein Staatsanwalt (Crown's Advocat) vertritt die Regierung bei wichtigen Fällen, sonst thun es die höheren Polizeiorgane. Der Staatsanwalt fungirt zu gleicher Zeit als Rechtsbeistand der Regierung (Legal Adviser) und dient besonders dem General-Gouverneur, der in den Sitzungen der Legislative-Council präsidiert, bei der Formulirung neuer Gesetze. Jedem Distriktrichter ist je ein türkischer und griechischer Beisitzer als Berather beigegeben. Der englische Richter muß barrister of law sein, d. h. das englische Staatsexamen gemacht haben. Die beiden Beisitzer können ohne den englischen Distriktrichter nur in kleinen Fällen Recht sprechen.

Seit einigen Jahren sind auch noch Dorfgerichte eingeführt. Diese Dorfrichter dürfen nur Geldstrafen bis zu 5 Pfd. Sterling und bis zu 3 Tagen Gefängniß diktiert. Ihre Hauptthätigkeit liegt im friedlichen Schlichten kleiner Streitigkeiten (Friedensrichter).

An den Appellhof zweiter Instanz, der sich in England befindet, recurriert der Kosten und der Zeit wegen selten Jemand. In Rechtsstreitigkeiten der Eingeborenen untereinander gilt der ottomanische Codex, soweit nicht durch die neue Gesetzgebung Ergänzungen oder Aenderungen geschaffen sind. Die Fälle der Fremden untereinander werden nach englischem Gesetze gerichtet. Bei Prozessen zwischen Eingeborenen und Engländern oder Ausländern gilt das Gesetz des Verklagten.

Die Civilkommissäre (Bezirkshauptleute) haben die Civilverwaltung der Distrikte in den Händen, fungiren auch als höhere Steuerkontrollen u. s. w., in den kleineren Distrikten zuweilen auch als Polizeikommandanten. Eine sehr wichtige Einrichtung ist die der 6 Polizeiinspektoren, für welche Posten energische und sprachenkundige Engländer und Ausländer ausgesucht werden. Ein Chefkommandeur (Chief Commander of Police) hat das gesammte Polizei- und Gefängnißwesen unter sich. Ein besonderes aus Eingeborenen zusammengesetztes, durch englische Unteroffiziere gedrilltes Korps von Polizeisoldaten hat den gesammten Sicherheitsdienst in Stadt (Polizisten) und Land (Gensdarmen) zu versehen, auch die Gefängnisse zu bewachen, sowie als Gerichtsdiener, Gerichtsvollstrecker zu fungiren. Das aus etwa 500 Mann bestehende, auf Cypem jetzt noch stationirte Bataillon englischer Soldaten dient einfach als

Beobachtungskorps und hat sonst mit dem Infeldienste nichts zu thun. Ab und an wird ein Zug zum Ehrenwachdienst nach des Generalgouverneurs Palast abkommandirt; sonst werden die Soldaten wenig angestrengt. Sie sind da für außergewöhnliche Fälle. Ein englisches Kriegsschiff ist schon seit lange nicht mehr in Cypem stationär. Dagegen wird zuweilen im Hochsommer das Hochgebirgslager als Sanatorium für erholungsbedürftige oder kranke Regimenter benutzt, die von Indien oder Aegypten zeitweise nach Cypem dirigirt werden. Im Sommer ist das Lager im Troodosgebirge in einem prächtigen Hochwalde orientalischer Schwarzfichten etwa 210 m unter der höchsten (1953 m hohen) Inselbergspitze Chionistra (gr. Tschonistra) aufgeschlagen. Ebenda wohnen zu dieser Zeit der Generalgouverneur und hohe Inselbeamte. Auch die Centralbureau, die sich im Winter mit dem Generalgouverneur in Nicosia befinden, werden für diese Sommerfrische ins Gebirge gelegt. Das Winterlager für das englische Militär befindet sich am Südrande der Insel bei Linnassol. Die Fäden der gesammten Verwaltung laufen im Chief Secretary Office zusammen, dessen Vorsteher alles, was vorkommt, dem Generalgouverneur unterbreitet. Außerdem steht dem Generalgouverneur (High Commissioner) ein Privatsekretär (Privat Secretary) und ein Adjutant zur Seite.

Das Feldmeßamt und das Landregistriungsamt wurden gleich 1878 zu einem Departement verschmolzen. Von jener Zeit an ist fast ununterbrochen an der Vermessung und Katastrirung der Insel gearbeitet worden. Im Jahre 1885 erschien bei E. Standford in London eine große Karte der Insel in 15 Blättern, im Maße von einem auf die englische Meile (1:63360). Sie hat den vorher durch seine topographischen Aufnahmen in Palästina, durch seine spätere militärische Karriere in Aegypten bekannten Genieoffizier S. S. Ritchener zum Autor. Dieselbe Karte, stark verkleinert, (1:316800) wurde 1886 publizirt. Diese letztere ist dem Orientreisenden, der Cypem besuchen will, der Handlichkeit und Billigkeit wegen anzupfehlen. Auch sind bei dieser Reduzirung die noch der großen Karte anhaftenden Fehler wesentlich reduziert. Seitdem wird in einem vierfach größeren Maßstabe (1:15840) die Insel neu aufgenommen. Wie schon der Titel dieser noch Jahre in Anspruch nehmenden im Gange befindlichen Arbeiten besagt, „The revised Revenue Survey“, haben dieselben als Basis für die Besitztitel und für die Regulirung der Besteuerung zu dienen. Zu diesem Zwecke wird mit Hilfe dieser neuesten Aufnahmen der einzelne Subdistrikt (Kreis) in eine Anzahl Parzellen (Blocks) eingetheilt. Für jede einzelne Parzelle werden dann in besonderen Flurbüchern die Anzahl der Grundeigentümer und Grundstücke, sowie deren Größe und Grenzen neu eingetragen. Eine eigens ernannte gemischte Kommission führt, Parzelle für Parzelle, diese Reform aus.

Derselbe „Revenue Survey“ dient zu der immer weiter ausgedehnten Abgrenzung von Staats- und Privatland, besonders auch zu der segensreichen Maßnahme der Fortlimitationen. Damit kommen wir zum Fortweesen. — Gerade auch hier haben die Engländer gezeigt, eine wie große Erfahrung bei der allmählichen Einföhrung von Reformen in fremde Länder sie besitzen. Zwar sind die Neubewaldungen, die 1882/83 im größeren Stile begonnen wurden, wieder ganz aufgegeben. Das wenige, was weiter geschieht, beschränkt sich auf Bepflanzen der Wege und Anlegung von Baumgruppen auf jumpfigen Terrains in der Nähe der Städte. Ferner erleichtert man den Privaten das Baumpflanzen durch Lieferung junger Bäumchen, ein Verfahren, das in größerem Maßstabe angewendet werden sollte. Ich selbst habe vor 9 Jahren als Superintendent of works for replanting die Aufforstungsarbeiten in der Nähe von Nicosia an den Pidas-Flußmündungen nördlich von Tamaqusta, beim alten Salamis, geleitet. Leider gingen die meisten Baumpflanzungen wieder ein, weil nicht genügend und nicht rechtzeitig bewässert wurde. Dagegen gedeihen in einer unbeschreiblichen Leppigkeit, wie sie eben nur im Süden bei genügender Wasserzufuhr denkbar ist, die um die Stadtmauern von Nicosia

*) Die zulässigen parlamentarischen Sprachen sind wie bei den Gerichten Englisch, Türkisch und Griechisch. Alle Gesetze und Bekanntmachungen erfolgen in diesen drei Sprachen.

im feuchten Stadtgraben angelegten Pflanzungen. Die zeigen am besten, was Wahr im Orient vermag. Die heutige Leitung des Forstwesens beschränkt sich darauf, den bestehenden zum Schutze der Staatswaldungen erlassenen Gesetzen Nachdruck zu verschaffen. Das Abbrennen des Waldes, das sinnlose Holzfällen, Kohlenbrennen, Harzzapfen hat ganz aufgehört. Die Weidrechte werden immer mehr eingeschränkt, den Ziegen ist, durch Erleichterung der Schafhaltung, Erziehung der Ziegenhaltung u. s. w., der Krieg erklärt. Den Gebirgsdörfern und denen, die sonst vom Holzkohlen- und Holzhandel lebten, ist jedoch die Gelegenheit gegeben, unter bestimmten Bedingungen ihr bisheriges Gewerbe fortzusetzen. Es müssen Erlaubnißscheine von der Obrigkeit gelöst werden. Gewisse Baumarten dürfen noch gefällt werden. Bauholz und Brennholz werden von den Forstbeamten dort angewiesen, wo eine Lichtung des noch erzeulichen Waldbestandes vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen ist. Da viele Inselstücke einen prachtvollen Waldboden haben, läßt Mutter Natur seit 1878 schon weite Strecken neu an, und können die grünen, lachenden Pflänzchen aufkommen, weil sie nicht mehr vom Zahn der Ziegen und von der Hand des Menschen zerstört werden.

Verkehrserleichterungen aller Art, die bis 1878 zu den unbekanntem Begriffen gehörten, werden beständig vermehrt.

Ein Public Works Department, ein Departement der öffentlichen Arbeiten, baut die Regierungsgebäude, Straßen, Brücken, Landungsbrücken u. s. w., oder vergibt sie an Privatunternehmer, um sie dann zu überwachen und zu prüfen. So besitzt Cypern jetzt schon ein ausgedehntes Strabennetz, während 1878 nur eine einzige und höchst holperige, theilweise viel zu steile Fahrstraße zwischen Larnaka und Nicosia existierte, die hauptsächlich dazu da war, den im Nicosia, der Hauptstadt, residirenden türkischen Gouverneur (Mutessarif) die Fahrt zur Dampferstation zu erleichtern. Wir haben wöchentliche Dampferverbindungen, aber leider keine direkten mehr, welche 1878 gleich von England eingerichtet und staatlich subventionirt waren. In dieser für eine Insel so wichtigen Frage des internationalen Verkehrs ist gegenüber dem Anfang der Okkupation somit ein Rückschritt zu verzeichnen. Post- und Telegraphenwesen sind vortreflich organisiert. Alljährlich werden die Postämter auf den Dörfern vermehrt.

Wenn die Cyprioten heute noch keine Eisenbahnen besitzen, so sind sie zunächst einzig und allein selbst daran Schuld. Vor wenigen Jahren bot ihnen die englische Inselregierung gratis das in Aegypten disponibel gewordene Eisenbahnbaumaterial an. Die weisen cyprischen Abgeordneten wiesen es aber mit Entschiedenheit zurück. „Denn dann würden ja unsere Maulthierreiber ruiniert werden“, meinten sie. Jetzt geht wieder ein Consortium englischer Kapitalisten mit dem Plane eines Eisenbahnbanes um.

Der große versandete Hafen von Famagusta ist bisher nicht gereinigt, gleichweilige für unsere modernen Fahrzeuge erweitert. Als Flottenstation ist deshalb Cypern vorläufig, zumal im Winter, werthlos. Die beiden von den Dampfern argelaufenen Rheden von Larnaca und Limassol sind bei bewegter See imaginäre Landungsplätze, trotz der schönen neuen eisernen Landungsbrücken. — Der kleine neugebaute Hafen von Kerynia ist nur kleinen Segelbarken zugänglich.

Die öffentliche Sicherheit ist eine ebenso große wie bei uns. Nur in einem Ausnahmefalle ist überhaupt seit 1878 ein Ausländer ermordet worden. Ein Armenier wurde nämlich in Limassol vor dem Hause eines Türken ermordet. Der Armenier war bei der Frau des Türken gewesen, der sich an dem Ehebrecher rächte. Sonst ist keinem Fremden je ein Haar gekrümmt, noch irgend welcher Raubansall auf Fremde ausgeübt worden. Dagegen erstechen und erschießen die Cyprioten sich untereinander oft aus unglaublich geringfügigen Gründen; meist im Zehorn und im Rausch, weshalb die Regierung durch Einschränkung des Waffentragens und der Schankgerechtigkeiten, soweit möglich, vorzubeugen gesucht hat. Ich selbst habe oft große Reisen durch die

Insel ganz allein zu Pferd und ohne jede Waffe, oft bei Nacht, und auf einsamen Gebirgspfaden, fern von den Straßen und Dörfern unternommen. Abgesehen von einigen mir zugebachten Steinwürfen und phrasenhaften Drohungen, die nur den Muthlosen vorübergehend einschüchtern können, ist mir nie das Geringste passiert, obwohl ich mir ja durch mein als Leiter umfangreicher Ausgrabungen und Erdarbeiten zuweilen gebotenes strenges Verfahren gegen nachlässige Arbeiter oder geheime Ausgräber manche Feinde habe machen müssen. Gegenüber den Raubansällen in der Türkei und auf Kreta, gegenüber der Judenheke auf Corfu befinden wir uns auf Cypern in einer ungleich günstigeren Lage. Der Gesundheitszustand der Insel hat sich von Jahr zu Jahr gehoben. Die Straßen der Städte und Dörfer müssen rein gehalten werden. Die Gesundheitspolizei bringt selbst in die Wohnungen und zwingt zur Reinlichkeit. Fiebermiasmen verbreitende Sümpfe sind ausgefüllt, die Begräbnisplätze wie die Schlachthäuser hinaus vor die Städte gelegt worden. Die Lebensmittel werden in besonderen Straßen und in neuerrichteten Markthallen feil geboten. Natürlich gewöhnt man ganz allmählich die Cyprioten an das Aufgeben alterhergebrachter und liebgewonnener Sitten. Mit unerbittlicher Strenge werden dagegen die Quarantänemaßregeln zum Schutze der gesunden Menschen, Thiere und Pflanzen durchgeführt. Zudem man in Zeiten der Choleraepidemien, die auf den Küstenländern Asiens und Afrikas ringsum wütheten, einfach das Lauden aller Menschen unmöglich machte, wurde auch die Cholera von Cypern abgehalten. Auf dieselbe Weise gelang es bisher durch das Einfuhrverbot von Früchten, Weinreben u. s. w. die Pyllozera von Cypern fern zu halten. Die durch lokale Epidemien an Menschen und Thieren infizirten Distrikte werden durch Cordons und andere Maßnahmen von den nicht infizirten gesunden Distrikten der Insel abgeperrt. Die Ansässigen müssen in einem Dorfe getrennt wohnen und dürfen nicht mehr, wie ich es noch 1878 mit ansah, auf den Landstraßen liegen. Andererseits hat die Regierung für die Ernährung und ärztliche Ueberwachung der Armen gesorgt.

Jeder Distrikt hat seinen Regierungsarzt, seine Regierungsapothek. Auch die Hospitäler werden immer zahlreicher errichtet. In Nicosia ist sogar eines für Augenkrankheiten, ferner ein Irrenhaus eingerichtet. Mit den sanitären Einrichtungen sind einfache meteorologische Stationen verbunden. Auch die Bevölkerungsstatistik untersteht diesem Medicaldepartement, dessen jahrelanger Leiter Heideftam, ein Schwede von Geburt, sich große Verdienste erworben hat.

Für Wittwen, Waisen und Arme ist bereits durch besondere in der Kammer durchberathene und in Kraft gesetzte Verordnungen aus dem Größten heraus gesorgt.

Den Städten und Flecken gab man eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung. Um die Durchführung zu ermöglichen, übertrug die Regierung gewisse Einkünfte, die Wägegelder zc. an dieselben.

Durste unter dem Halbmonde keine Buchdruckerei existiren, so ist heute die Pressefreiheit auf Cypern eine viel größere als z. B. bei uns im lieben Deutschland. Es existiren denn auch eine Menge von Zeitungen**).

Die Religionsfreiheit ist eine absolute. Jeder kann glauben, was und wie er will. Die Religionsstreitigkeiten der Türken untereinander werden von einem aus Konstantinopel gesandten Kadi geschlichtet. Dieses Vorrecht, sowie gewisse andere hat sich die Hohe Pforte bei der Uebergabe der Insel ausgemacht. Wenn der englischen Regierung ein Liebäugeln mit den Türken besonders von einem Theile der

*) Auf dem Lande fehlt leider noch die ärztliche Hilfe in bedeutlicher Weise.

***) Ich selbst gründete zu Nicosia mit einem Engländer „The Owl“, deren illustrirtes Feuilleton ich redigirte. Nachher rief ich ein rein wissenschaftliches illustrirtes Organ „The Journal of Cyprian Studies“ ins Leben. Beide Unternehmen mußten leider wieder aufgegeben werden. „The Owl“ besteht als politisch-soziales Wochenblatt fort.

Presse vorgeworfen wird, so vergißt man die Stipulationen, die der Staat, der früher das cyprische Ruder führte, mit der jetzigen Regierung für die zurückbleibenden Moslems genau normirte.

Uebrigens wohnen auf Cypern die verschiedenen Confessionen in größter Eintracht nebeneinander.

Wie den Kirchen gewährt man den Schulen der verschiedenen Religionen eine vielleicht zu weitgetriebene Freiheit und zu selbstständige Verwaltung. Da der Staat jährlich 3000 Sterling Zuschuß zur Hebung des öffentlichen Unterrichts zahlt, sollte auch der Leiter des Unterrichtswesens nicht nur eine einfach beobachtende, sondern auch eine im Bedarfsfalle eingreifende Kontrolle ausüben können. Das läge insbesondere im Interesse der tüchtigeren Lehrer. Bis jetzt hängen die Lehrer ausschließlich von den in den Städten und Dörfern aus den Einwohnern, also wenig kompetenten Personen, zusammengesetzten Schulkommissionen ab. Die zwei tüchtigsten Lehrer genossen ihre pädagogische Ausbildung in Deutschland. Andreas Themistokleus, Direktor der Schulen zu Limassol, und Eustathios Konstantinides, Inspektor der griechischen Schulen Nicosias, zugleich Mitglied des legislativen Council. Seit 1883 ist auch ein Alterthumsmuseum in Nicosia gegründet worden, dem ich mehrere Jahre als Consulting Archaeologist and Superintendent of excavations vorgestanden habe. Die Inselregierung überläßt ein Drittel dem privaten Insel-Museum, das von privaten Mitteln kümmerlich erhalten wird, dem aber der jeweilige Generalgouverneur als Präsident (ich weiß nicht, ob privatim oder offiziell) vorgestanden hat. Es wäre im Interesse der so wichtigen cyprischen Alterthumskunde wünschenswerth, daß Regierung und Landesvertretung der unter guten Ausichten begonnenen gegenreichen Institution eine jährliche Subvention aussehe und einen der Cypriologie kundigen Archäologen als Direktor berufe.

(Schluß folgt.)

Max Dhnefalich-Richter.

Der Fächer.

(Gelegentlich der Fächerausstellung in Karlsruhe.*)

Aus der Noth eine Tugend machen, das Bedürfnis in einen Duell von Freude zu wandeln, das ist eigentlich das Wesen aller Kultur, der materiellen sowohl, wie der des Herzens und des Geistes. Die augenfälligsten Beispiele bleiben immer die Liebe und die Tracht und alle Art von Metaphysik. Aber viel weniger ernstern Dingen kann man dies kulturphilosophische Axiom ablernen, z. B. dem Fächer. Wenn man einen Gang durch die prächtig geschmückte großherzogliche Orangerie in Karlsruhe macht, in der jetzt gegen dreitausend Fächer in Schaufästen vereinigt sich finden, so kann man während vergnüglichen Schlenderns die Entwicklung von blanker Natur zu überfeinerter Kultur übersehen. Von dem Bast- oder Palmblattfächer der Bewohner der Südseeinseln bis zum Wattleufächer oder dem Makartfächer, das gibt Länge und Richtung des Weges an. Die Naturvölker kennen als Fächer nur den Wedel. Das Bedürfnis, lästige Insekten abzuwehren, die Luft durch Fächeln aufzufrischen, hat ihnen das Palmblatt oder ein Blattbüschel in die Hand gegeben. Der Mann gebraucht es wie die Frau, unter den Rüststücken weiblicher Koketterie hat es keinen Platz. Wo das Palmblatt nicht zur Verfügung stand, trat einfaches

Bastgeflecht an dessen Stelle. Und da fehlte sich auch bald der Ziertrieb an, der keinem Naturvolk gänzlich fehlt. Ein lanzettförmiger Bastfächer von Samoa zeigt ein schwarzes Zierband, das den Rand umläuft, ein Bastfächer aus Tonga ist schon mit reicherer linearer Ornamentik bedacht und ein aus Kinderfell hergestellter Fächer aus Centralafrika prunkt mit aufgenähten rothen sternförmigen Zierathen. Bei den untergegangenen Kulturvölkern, Aegyptern, Assyriern, Babylonern, Periern, war der Fächer gleichfalls ein Wedel, zuerst aus Blättern bestehend, dann aber bald in kostbaren Stoffen hergestellt, wobei nur die Form an den Ursprung erinnerte, daneben blieb der Federwedel in Gebrauch. Die Wandmalereien ägyptischer Tempel und Gräber, die Reliefs assyrischer Paläste weisen auf die große Bedeutung des Wedels im höfischen Ceremoniell und im religiösen Ritual dieser Völker hin; der König erscheint nie ohne seine Fächerträger, der opfende Priester hat sie auch gewöhnlich zur Seite. Der Fächerträger der ägyptischen Könige war darum gewiß ein Mann, der einem modernen oder mittelalterlichen Landes-, Keller- oder Küchenmeister an Bedeutung nicht nachgab. Aber seine Würde forderte härtere Opfer; diese Wedel hatten Stiele von zwei bis drei Meter Höhe, mußten mit beiden Händen getragen werden, und die Fächerträger durften ebensowenig im Ceremonienaal wie auf der Reise oder im Gemüthe der Schlacht von der Seite des Königs weichen. Damit ist auch schon angedeutet, daß der Fächer keinen Bestandtheil weiblicher Toilette bildete, sondern ein Männern und Frauen gemeinsames Gebrauchsstück war. Er gehörte nicht zum Vorrecht einer besonderen Kaste, er begleitete Mann und Frau bei allen Beschäftigungen. Aehnlich war und ist es in Indien. Litteratur und Denkmäler lehren dies. Nur tritt hier zum Federwedel und Blattfächer der in wechselnder Musterung geflochtene Binsenfächer und was für die Entwicklung der Form des Fächers von Bedeutung ist: der Radfächer, welcher den Uebergang von Wedel zum Faltfächer bildet. Im Vergleich zum alten Orient spielte in Griechenland und Rom der Fächer eine geringe Rolle. Die Tanagraischen Thonfigürchen und griechische Vasenbilder zeigen allerdings, in wie glücklicher Weise für Körperhaltung und Gewandanordnung die Künstler den Fächer in der Hand der Frau auszunützen wußten, aber ein so umfassender Gebrauch wie im Orient fehlt hier und er wird in Griechenland nur mehr zum Hausrath der Frau gezählt. Zum Hausrath, aber nicht zum Toilettebestand der Frau, trotzdem er im Schutze der Aphrodite steht. Ich erinnere mich an keine Zeile eines Dichters, in welcher des Fächers als eines Ausdrucksmittels weiblicher Koketterie gedacht würde. Bei der römischen Dame war dies noch weniger möglich. Da gab es eine eigene Sorte von männlichen oder weiblichen Sklaven — flabelliferi —, welche den Fächer ihrer Herrin nachzutragen hatten. So kommt es, daß in dem Arsenal von Waffen, welches Ovid im dritten Buch der Ars Amandi der eroberungslustigen Frau zur Verfügung stellt, der Fächer fehlt. Dagegen spielte er eine Rolle im Damendienst der Stutzer:

Auch war's nützlich, ihr Luft mit der dünnen Tafel zu fächeln, rath der liebeskundige Dichter dem Damenjäger an, der sein Wild in den Circus hinein verfolgt hat. Und in den Amores singt er:

Doch willst nicht Du indeß dienstfertige Lüste beschreiben,
Welche durch meine Hand fächeln das Tüfelchen soll?
Oder ist nicht in der Luft, vielmehr im Gemüthe die Hitze
Und glüht Frauenlieb' in der gefesselten Brust?

Auch in Griechenland und Rom kannte man von Fächern nur den Wedel (flabellum), der ursprünglich aus einem Palmblatt oder Lotosblättern oder Federn bestand. Der Frauenfederwedel und Lotosblattfächer war auch noch bei den römischen Damen der Kaiserzeit in Mode. Der künstlerisch ausgeführte Fächer, wie ihn schon die Tanagraischen Thonfigürchen und die Vasenbilder zeigen, ist entweder die naturtreue Nachahmung eines spitz zulaufenden Blattes (Palmette, Platanenblatt) oder er hat die Form eines regelmäßig ausgezackten pilirten Blattes mit Angabe der feinen Rippen

* Die Ausstellung wurde am 23. Juni eröffnet und wird am 30. September geschlossen werden. Um Sammlung und Anordnung der Ausstellungsgegenstände haben sich Prof. Dr. Marc Rosenberg und Dr. G. S. Rosenberg besonders verdient gemacht; von ihnen ging auch die Anregung zur Ausstellung aus. Den trefflichen Katalog hat Dr. Karl Koelz verfaßt.

und mit ziemlich langem Stiel. Der Stoff war in der Regel ganz dünn geschnittes Holz (daher *tabella*), verguldet oder mit Malereien versehen, doch wurde wohl auch Leder oder ein anderer sich spreizender Stoff verwendet. Die Griffe der Fächer waren besonders bei den Römern der Kaiserzeit aus kostbarem, oft mit Edelsteinen besetztem Material hergestellt. Im Ganzen hat auch der antike Fächer, und besonders der griechische, soweit Abbildungen ein Urtheil erlauben, in seiner einfachen, natürlichen und doch edlen Form für jene glückliche Verbindung von Schönheitssinn und gesundem Verstand Zeugniß abgelegt, welche in allen, auch den geringfügigeren Erzeugnissen des antiken Kunstgewerbes unsere Bewunderung herausfordert; tritt doch darin noch deutlicher als in Monumentalbauten die Allgegenwart echten Stilgefühles uns entgegen.

Die Kirche als Uebermittlerin der antiken Kultur an das Mittelalter hat auch den antiken Fächer dem mittelalterlichen Geräthekanz einverleibt, indem sie ihm eine liturgische Bedeutung gab. Er führt weiter den Namen *Flabellum* und sein Zweck war, die Fliegen vom celebrierenden Priester zu verschrecken, dann allerdings auch die Sommerhitze zu mildern. Schon nach den apostolischen Konstitutionen erhalten zwei Diakone ihre Stellung an den Seiten des Altars, um unausgeseht während der Opferung die *Flabella* zu bewegen. An manchen Orten Italiens besteht dieser Gebrauch noch heute. Der Stiel solcher *Flabella* war in der Regel aus Elfenbein, der Wedel bestand aus Pfauenfedern oder er war als Scheibe aus Pergament, Seide oder entsprechenden spreizbaren Stoffen gebildet. Malereien pflegten dann nicht zu fehlen, wie denn der berühmte Fächer der Abtei *Tournus* (8. Jahrh.), von welchem Stücke das Musée Cluny aufbewahrt, mit den Bildern von vierzehn Heiligen geschmückt war. Wie kostbar in manchen Fällen die Ausstattung war, beweisen alte Schatzverzeichnisse von Kathedralen und Klöstern. Trotz so hervorragender Stellung des Fächers in der christlichen Liturgie, hat er doch in der mittelalterlichen Gesellschaft keine hervorragende Rolle gespielt. Das gilt bis weit in das fünfzehnte Jahrhundert hinein. Das Gegentheil wird nicht dadurch bewiesen, daß der Fächer öfters in Inventaren oder Schatzverzeichnissen namentlich französischer Großen erscheint. Ausschlaggebend ist, daß die höfische Dichtung seiner soviel wie gar nicht denkt — eine einzige Stelle, die auf ihn gedeutet werden kann, aber nicht gedeutet werden muß, im *Guillaume d'Orange* (III. 864) — und daß man ihn in den Schildereien mittelalterlicher Maler vergeblich sucht. So findet sich z. B. in der *Manessehandschrift* in Heidelberg, dem reichsten Bilderbuche deutschen Mittelalters, der Fächer nie in der Hand einer Dame. Herr Dietmar von Aist, der sich in der Bekleidung eines Krämers zu seiner Herzogsherrin schlich, legt ihr Alles vor an Taub, was ein Fransenauge damals locken mochte, aber einen Fächer sucht man vergeblich neben Gürteln und Spangen und ähnlichen Dingen. Und wäre der Fächer ein so wichtiger Bestandtheil weiblicher Toilette gewesen, hätten sich ihn die Damen bei Turniren entgehen lassen, wo sie nicht bloß allen Schmutz, über den sie verfügten, zur Schau trugen, sondern auch untereinander ein Turnir um den Preis höchster Anmuth und Schönheit mit allen Waffen der Koketterie führten? Statt des Fächers — erscheint das Schößhündchen auf dem Arm. Damit will ich nicht gesagt haben, daß der Fächer auf dem Toiletteisch der Damen der höfischen Gesellschaft gänzlich mangelte, aber selten ist er gewesen und wie es scheint viel seltener in Deutschland als in Frankreich. Die herrschenden Formen waren der Federwedel auf langem Stiel, oder der runde Fächer aus Leder, Seide mit Stickereien versehen, auch auf langem Stiel, also Formen, welche sich dem liturgischen Fächer anschließen; Faltfächer sind im Mittelalter gewiß äußerst selten gewesen, trotz des *Burpurvelin*-faltfächers der Theodelinde im Schatz von Monza vom Ende des sechsten Jahrhunderts, und trotz der Reste eines Faltfächers vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, welche *Violet-le-Duc* bei Nachgrabungen auf dem Schlosse *Pierrefonds* fand (*Mobilier français*, II. S. 103). Selbst im fünfzehnten Jahrhundert wurde der Gebrauch des

Fächers noch nicht viel häufiger. Wieder rufe ich Litteratur wie Malerei zur Zeugnishaft auf. Niederländische Miniaturen und italienische Wand- und Tafelbilder, welche das Kulturleben der Zeit in aller Treue schildern, lassen in Stich und L. B. Alberti, der mit den florentinischen Frauen des fünfzehnten Jahrhunderts so scharfe und genaue Abrechnung über ihre Toilettenkünste und das Waffenarsenal ihrer Koketterie gehalten hat, nennt den Fächer nicht. Das ist für die italienische Frau der Renaissance bezeichnend; ihre Koketterie war entweder vornehmer oder derber als die der Französin des achtzehnten Jahrhunderts — und sie liebte, ähnlich ihren Novellisten von *Boccaccio* bis zum *Bandello* das Freie, Nackte, aber nicht das Halbverhüllte und Schlüpfrige. Da war hinter dem Fächer nichts zu verbergen und mit dem Fächer wenig zu jagen. Erst im sechzehnten Jahrhundert gewann der Fächer größere Bedeutung für die Toilette der Frau und es ist wohl nicht Zufall, daß in Venedig sich dies am frühesten zeigte. Venedig war im sechzehnten Jahrhundert nicht bloß in Italien als die galanteste Stadt berühmt und bald berüchtigt; die venezianischen Frauen von der Patrizierin bis zur Courtisane haben auch — trotz aller Luxusgeize — dem größten Toiletteurus entfaltet. Der Federfächer erhielt sich im Gebrauch, daneben tritt der Fahnenfächer auf und dann schon der Faltfächer. Der Fahnenfächer entstammt dem Orient und so erscheint er als *Flabellum* in den Händen armenischer Diakone; sehr früh aber war er auch im Westen bekannt; schon ein römisches Goldglas aus dem vierten oder fünften Jahrhundert zeigt den Fahnenfächer. In Venedig der Renaissance pflegten ihn neuvermählte Frauen zu tragen; so hält den Fahnenfächer in der Rechten jene schöne, junge, von *Tizian* gemalte Frau in der *Dresden Galerie* (Nr. 170), die man *Tizian's Geliebte* zu benennen pflegte, die aber wahrscheinlich des Künstlers Tochter *Lavinia* darstellt, als sie 1555 sich dem *Cornelio Scarinelli* vermählte. Auf einem zweiten, ungefähr zehn Jahre später von *Tizian* gemalten Bilde trägt *Lavinia* einen großen Federfächer oder Wedel. Auf bildlichen Darstellungen des Festes, welches die *Signorie* von Venedig 1574 *Heinrich III.* von Frankreich gab, tragen einzelne Patrizierfrauen Fächer von einer Form, welche man als den unentwickelten Faltfächer bezeichnen möchte. Trotz häufigeren Gebrauchs sind aber doch Renaissancefächer jeglicher Form nur selten in Sammlungen anzutreffen. Einen venezianischen Fahnenfächer des sechzehnten Jahrhunderts, der aus großherzoglichem Besitz herrührt, sieht man auf der Ausstellung; er hat einen Elfenbeinriff, die Fahne besteht aus Elfenbein-geflecht mit aufgesetzten ausgeschnittenen Pergament-Ornamenten und Goldfadenverzierung (Nr. 599).

Die weitere Entwicklung knüpfte nicht an den Federwedel oder den Fahnenfächer, sondern an die Faltfächer an. Zwei Formen des Faltfächers gibt es; die eine, nach welcher der Fächer aus dünnen Elfenbein-Schildkröt-Horn- oder Holzblättern besteht, die am oberen Rand durch ein Band zusammengehalten werden und die andere, bei welcher ein Fächerblatt aus Seide, Schwanenhaut, Pergament auf einem Gerüst von Stäben befestigt ist. Ich kenne spanische Frauenbildnisse, welche beweisen, daß der eigentliche stiellose Faltfächer in Spanien schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch war; *Rubens* verwandte in dem Bildniß der *Infantin Isabella Clara Eugenia* den Faltfächer bereits als künstlerisches Motiv für eine anmuthig-lässige Lage der Hand. *Jacques Callot* gab sogar schon in seinen Trachtenbildern des lothringischen Adels (gegen 1625) den Damen den stiellosen Faltfächer in die Hand. Der stiellose Faltfächer muß also damals, auch außerhalb Spaniens, schon sehr verbreitet gewesen sein. Ich sagte, daß die Form des stiellosen Faltfächers nicht auf europäischem Boden entstanden war. Man hatte sie im sechzehnten Jahrhundert von der hochentwickelten Fächerindustrie Chinas und Japans übernommen. Die Fächerindustrie dieser beiden Länder sah bereits auf eine mehr als zweitausendjährige Entwicklung zurück; dem entsprach der Reichthum der Formen und die Verschiedenheit künstlerischer Ausstattung. Das natürliche

Palmbblatt und der Bastfächer blieben im Gebrauch und daneben Fächer in den kostbarsten Stoffen, welche jene Formen nachahmen; hochstielige Wedel, wie sie die Assyrer und Aegypter besaßen, Federnwedel, Radfächer und stiellose Faltfächer. China läßt Japan das Verdienst, den stiellosen Faltfächer erfunden zu haben, aber sicher ist es, daß gerade die letztere Form die bevorzugteste, besonders von Seite der Frauen, auch in China geworden ist. Wahrscheinlich weil die Chinesin wie die Japanerin trotz einer Französin des achtzehnten Jahrhunderts in diesem Fächer ein ausgezeichnetes Ausdrucksmittel ihrer koketten Neigungen erkannte. Wie weit die Kleinkünste Chinas und Japans sich in den Dienst der Ausstattung des Fächers stellten, besonders Elfenbeinschnitzerei, Malerei, Seidenstickerei, braucht heute kaum berührt zu werden, da die Kunst Chinas und besonders der Japanismus in unserem Kunstgewerbe eine geradezu verhängnisvolle Rolle zu spielen beginnt.

In Europa wurde nun Frankreich der klassische Boden für die Fächerindustrie und für den Gebrauch des Fächers. Seine absolute und universelle Herrschaft auf dem Toilettefisch der Frau beginnt der Fächer unter Ludwig XIV., seine höchste künstlerische Vollendung wie die Fäbiatheit bezaubernder Mittheilbarkeit erhielt er unter Ludwig XV. Wie Kunst und Leben in ihren Zielen, Wünschen und Schicksalen sich in dem kleinen Toilettegegenstand widerspiegeln, das lehrt die Anstellung trefflich, auf der gerade das klassische Zeitalter europäischer Fächerindustrie glänzend vertreten ist.

Die Malerei spielt bei der künstlerischen Ausstattung die Hauptrolle, nicht bloß auf dem Faltblatt des Gestells, sondern auch auf den Elfenbein- oder Holzblättern, dazu tritt die Elfenbeinschnitzerei, die durch die Fächerindustrie geradezu eine neue Blüthezeit wieder erlebte. Und so ist denn auch die Fächermalerei nur der Widerschein der Monumentalmalerei, die wieder die Lebensstimmung der Epoche zum Ausdruck bringt. Man hat die französische Frau des Zeitalters Ludwigs XIV. eine Juno mit Fontange und Schminke genannt, so war sie auch trotz frivolster Allüren noch zu pathetisch für anmuthigen Gebrauch des Fächers und dem Fächer selbst thut die antikisirende Strömung, die in der Monumentalmalerei von Nicolas Poussin ausgegangen war, nicht gut; die einzelnen Gestalten und die Komposition zeigen noch zu viel Pose und die römischen Helbengeschichten von Coriolan und Aenias und Dido lassen sich auch auf der Schwannenhaut des Fächers schlecht erzählen; besser schon die Geschichten von den losen Streichen der Götter und Göttinnen. Ein Jahrhundert von acht Jahren hat Machelet die Zeit der Regentschaft genannt; das Zeitalter Ludwigs XV. fand eine gründlich umgewandelte Gesellschaft vor, umgewandelt auch in der äußeren Erscheinung. Man sehe die Bildnisse, welche Francois de Troy, Nic. de Largilliere, Hyacinth Rigaud gemalt haben, Künstler, welche doch die jüngste Generation des Zeitalters Ludwigs XIV. vertreten und vergleiche damit die Bildnisse der Royalba Carrier, welche sie in Paris malte oder lehre sich zu den idealen Gesellschaftsbildern eines Watteau und Lancret. Das gepreizte gefällige Olympierthum ist geschwunden, und eine Menschlichkeit, in der sinnliche Gefälligkeit mit Seele, raffinierte Grazie mit Naivetät verbunden erscheint, an dessen Stelle getreten. Die Frauen Watteau's entzücken nicht durch plastische Formen, sie fesseln durch einen gewissen spirituellen Reiz. Unter länglichen blauen Augen mit dunklen Wimpern ziehen sich schmale feine Brauen hin; die Nase ist Stumpfnase mit feinen wie in nervöser Erregtheit etwas geblähten Flügeln; der Mund klein, rund mit rothen Lippen, das Kinn voll und mit Grübchen versehen. Die Gestalt schlank, nicht schwächlich aber ohne Fülle, die Hände klein mit schlanken Fingern. Das ist ein Typus, mit welchem die Plastik wenig anzufangen versteht, er brauchte zu seiner Wirkung jene Toilette von raffinierter Eleganz, in deren Anordnung die französische Frau jener Zeit soviel Genie bewies. Was sie verbirgt und was sie enthüllt, ist gleich berechnet, gleich berechnet die Farben ihres Gewandes — ganz besonders in Harmonie mit dem rosigen und puderfreien Teint des Gesichts, des Nackens — die Fontange mußte dem koketten Hänchen weichen. In die Hand dieser Frau, deren Geist so lebhaft wie aprillav'ich

ist, gehört der Fächer; hier muß seine Beredsamkeit ihre Vollendung erreichen. Das lehren die Bilder; die Dame der Gesellschaft Ludwigs XIV. hält den Fächer theilnahmslos in der Hand — die der Gesellschaft Ludwig XV. sieht in ihm das gefügigste Werkzeug galanter Zeichenprache. Das Versteckenspiel, das die Begierde hinter Worten treibt, findet im Fächer einen helfenden Bundesgenossen; man verbirgt hinter ihm Freude und Aerger, unter seinem Schutze kann man Alles hören, Liebesgeständnisse und Crebillonaden, man kann mit ihm verlegen tädeln und mit ihm den Vorlauten anmuthig strafen. Und so sieht man denn auch den Fächer in solcher Rolle auf den Gemälden Watteau's, Lancret's, F. de Troy's. Und die Stoffwelt dieser Künstler ward nun auch die Stoffwelt der Fächermalerei; Schäferzigenen, galante Feste, dem Liebesgott oder der Venus opfernde Paare, Szenen der italienischen Komödie, das sind die Motive, welche der Fächermaler mit Vorliebe behandelt, nicht allein nach Bildern der Lieblingsmaler der Zeit kopirt. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als die Malerei unter dem Zeichen Boucher's stand, wurden die mythologischen Szenen auch in der Fächermalerei wieder beliebt. Bald kam dieser Neigung für das Nackte die klassizistische Strömung zu Hilfe, die seit der Aufdeckung von Herculannum und Pompeji sich der Kunst wieder bemächtigte. Selbst unmittelbare Nachahmung pompejanischer Wanddekoration fehlte nicht, wenn sie auch zum Glück häufig wurde (auf der Ausstellung z. B. Nr. 3320). Auch die Neigung für das Exotische, welche das ganze achtzehnte Jahrhundert besaß, machte sich im Fächer bemerklich, was an dieser Stelle wohl am wenigsten verwunderlich ist, wenn man bedenkt, welche Rolle die Chineserien in Dekorationen des Gillet, Watteau und selbst Boucher spielen. Wie wirkungsvoll sich Chineserien mit französischem Geschmack und französischer Technik verbinden können, zeigt z. B. der Elfenbeinfächer der Ausstellung (Nr. 2421) aus der Zeit Ludwigs XIV.

Wie auf allen anderen Gebieten des Geschmacks und der Mode war Frankreich damals auch für die Fächerindustrie der übrigen Kulturländer tonangebend. Drei Fächerentwürfe des in Augsburg ansässigen Tyrolers Johann Holzer — der eine datirt 1734 — welche auf der Ausstellung zu sehen sind, sind künstlerisch gleichwerthig dem Besten, was die damalige französische Fächermalerei geschaffen hat, aber sie stehen doch auch ganz im Banne französischen Geschmacks. Die selbstständigsten Leistungen deutscher Fächerindustrie im vorigen Jahrhundert sind unbedingt die sogenannten Sulzerfächer. Teint et monté par J. Sulzer aus Rossignol (oder à l'Aigle) à Winterthur — heißt es auf diesen Fächern, von welchen einzelne auch datirt sind (z. B. 3424 von 1780). Der Gebrauch des Fächers im Frauendienst wird hier in anmuthig-naiver Weise illustriert. Zu den reizend gemalten Biquetten, bald schweizer Ansichten, bald Szenen aus dem Landleben darstellend, zu Vögeln, Blumen treten Blumenkörbe oder Käfige, die aber nicht gemalt, sondern durchbrochen sind und eine ganz feine Vergitterung erhalten haben — so kann die Dame sich hinter dem Fächer verbergen, und doch Alles übersehen. Ein Echo der literarischen Richtung jener Zeit ist ein schweizer Fächer, auf welchem drei in Aquarell gemalte Medaillons Motive aus Gessner's Idyllen vorführen. Religiöse Stoffe fanden natürlich in die Fächermalerei jener Zeit äußerst selten Eingang, am ehesten noch solche aus dem alten Testament; so sieht man auf einem eleganten Faltfächer mit Perlmuttergriff aus der Zeit Ludwigs XV. Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, dargestellt. Sogenannte Gebetsfächer, d. h. solche, von welchen man Gebete oder Psalmen ablesen konnte, nahm doch wohl nur die Engländerin in die Kirche mit. Vom Ende des Jahrhunderts an, da alle Welt politisch wurde, wurden es auch die Fächer. Auf der Ausstellung findet sich ein transparenter Fächer, der, gegen das Licht gehalten, Maria Antoinette und Ludwig XVI. sehen läßt. Selbst Assignatenfächer kamen damals auf (z. B. Nr. 1767). Dann wird Napoleon I. auf den Fächern heimlich, und rasch erzählen die Fächer die Ereignisse der napoleonischen Kriege, feiern die Helden des eigenen Landes, erniedrigen die Gegner,

kurz stellen sich in den Dienst patriotischer Propaganda; das ist allerorten der Fall, in Frankreich, in England, in Deutschland. Und allerorten bezeugt es, daß das klassische Zeitalter der Galanterie und die klassische Zeit der Fächerindustrie vorbei sei. Kolorirte und nicht kolorirte Stiche in Punktirmanier werden als Fächerblattverzierung beliebt, England besonders wirft diese Fächerstiche auf den Markt; von deutschen Stechern hat Chodowicki das Beste auf diesem Gebiete geleistet; dabei ist freilich auch er nicht zu der Erkenntniß gekommen, daß eine Apotheose Friedrich II. oder eine Krönung der Büste Friedrich Wilhelms II. durch den Genius des Lichts auf einem Fächer eine Geschmacklosigkeit sei, abgesehen davon, daß der Fächer einer milden aber doch auch wirksamen Färbung nicht entbehren könne.

Die Zeit, da unsere ganze Kunstindustrie darniederlag (das dauerte bis an den Ausgang der fünfziger Jahre), war auch für den Fächer eine Zeit geschmackloser Verjuche oder phantasielofer Wiederholung alter Motive; Künstler von Namen erlagen der Aufgabe und kostbares Material wurde erfolglos verwendet; die Ausstellung gewährt dafür genug viele Proben. Die Gegenwart, welche zunächst durch Flucht in die Vergangenheit das Kunstgewerbe zu neuem Leben zu wecken suchte, hat sich auch des Fächers angenommen. Und wenn uns heute mit allem Rechte das Buzenscheibengethue und der Stilzwang, den uns Schreiner und Tapezierer auferlegen wollen, lästig ja widerwärtig geworden ist, der Fächer wird kaum aus dem Abhängigkeitsverhältniß vom Stile Ludwig XV. zu entlassen sein; die Grundzüge der Dekoration, der Motiventkreis, die Formen- und Farbenanschauung, das Alles entsprach so sehr der Bestimmung des Gegenstandes, daß man nur mit Hilfe von Geschmacklosigkeit oder Phantastik, oder phantasielofer Geistreichigkeit darüber hinwegzukommen vermöchte. Es ist sehr bezeichnend, daß auf der Ausstellung jene Fächerentwürfe als die gelungensten bezeichnet werden müssen, welche von Künstlern herrühren, die außerhalb der modernen Kunstbewegung stehen, die kaum etwas mehr als den Ruhm genießen, Lieblingsmaler der vornehmen halbgebildeten Leberwelt zu sein. Leichtflüssige nicht kühne Phantastie, gefällige Anmuth nicht wuchtiger Naturjinn, gebildeter Farbensinn aber nicht Kolorismus oder Pleinair, kribblige nicht schwere Hände taugen für die Fächermalerei. Makart war ein dekoratives Genie, aber sein halbvollendeter Fächerentwurf (Nr. 2047) mit seiner gedrängten Komposition läßt schon zweifeln, ob er hier Vollendetes geleistet hätte; und wahrscheinlich wäre auch seine Farbe zu bunt geworden und F. A. Kaulbach's gefeiertes Fächerblatt (Darstellung des Zephyr) und Kunstwerk an sich mit Recht hochgeschätzt, erscheint zu anspruchsvoll für seinen Zweck. Aber welche prächtige Lösungen der Aufgabe bieten Koppay (2689, Nest der Putten), Bapperitz (2669, Bacchantinnen), Loffow (2679, Gros und Psyche)! Da ist die Formenanmuth und die ganze leichtsinnige Grazie des Rokoko. Zwei Künstler, die sonst andere Wege gehen, haben gleichfalls köstliche Entwürfe geliefert: Karl Gehrtz mit den Putten und Zmergen (Nr. 83) und Norbert Schrödl mit dem ländlichen Fest. Aus solcher Stimmung heraus, trotzdem die behandelten Motive modern, sind auch die Entwürfe von Fehr (2681, Ballettänzerinnen), Armbruster (Kostümbaluzene) entstanden. Als ein lustiges Capriccio Paul Meyerheim's kann man sich auch den prächtig gemalten Eisbären gefallen lassen, mit je zwei Putten zur Seite, die sich mit den Initialen A und G zu schaffen machen. G. Schönleber hat mit seiner Brije doch wohl nur an einen Zimmerichmuck in der Form eines Fächerblattes gedacht; dann aber thut solche Form der Wirkung des Bildes Eintrag, was man bedauert, denn diese Marine weist alle Vorzüge jener seinen atmosphärischen Stimmungsmalerei auf, durch die Schönleber in die vorderste Reihe moderner deutscher Landschaftler sich stellte. Ebenso sind Nathanael Schmitt's Nymphen und Tritonen virtuos gemalt, in der Stimmung mit Anklängen an Boecklin, aber als Fächerblatt von zu großem Ernst der Haltung, zu geringer dekorativer Wirkung. — Wer aber Fächerblätter mit melancholischen Stimmungslandschaften bemalt, wie z. B.

G. Kampmann (eine Winterlandschaft bei Abendlicht „Distel“, eine Bergschlucht) oder die Allüren des Impressionismus auf die Fächermalerei zu übertragen sucht, wie z. B. Paul Schulke-Naumburg (Frühlingsträume eines Klausners), der hat Bestimmung und künstlerische Art des Fächers ganz außer Acht gelassen. Die Albumfächer, auch eine Erfindung der Chinesen, sind seit ungefähr zehn Jahren Spezialität weiblicher Autographenjäger; auch diese Tagesmode ist auf der Ausstellung vertreten, in der Geschichte der künstlerischen Ausstattung des Fächers gehört aber nicht einmal jenen Sammelfächern eine Stelle, bei welchen ein Duzend Künstler ihre Visitenkarten zurückgelassen haben. Dabei sei nicht verschwiegen, daß vier von dem Münchener Komiker Konrad Dreher ausgestellte Sammelfächer sehr interessante Visitenkarten Münchener Künstler aufweisen.

Im Ganzen lehrt die moderne Abtheilung, daß der Fabrikant Stoffen und Mustern gegenüber noch recht rathlos ist und daß der Maler zu leichtfertig Fächerblatt und Staffeleibild verwechselt. Macht die Frau zu wenig ihren besonderen Geschmack geltend? Das ist ja sicher: der französische Fächer des achtzehnten Jahrhunderts weiß trotz der Concourt so ausführlich, so intim und so pikant über die Frau des achtzehnten Jahrhunderts zu erzählen; dem modernen Fächer wird man über die Frau der Gegenwart wenig abfragen, vielleicht, daß man darum vermutet, sie sei entweder zu geistvoll, oder zu blasirt, oder zu leidenschaftlich gewesen, um auch den Fächer zum Ausdruck der Kultur ihrer Persönlichkeit zu machen.

Strasburg i. E.

Hubert Janitschek.

Schiller's Geschichtsdichtung.

(Schluß.)

„Gegenwärtiger erster Theil, der sich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt“, so berichtet Schiller seinen Lesern, „ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen“, und er berechnet, gegen Körner, das ganze Werk auf sechs Bände. Wenn er über den ersten nicht hinausgelangte, so geschah schon hier, was ihm bei allen gelehrten Vorsätzen geschehen sollte: weit-ausholend im Plan, ist er kurzathmig in der Ausführung. Die „Ahnung ungebauter Felder“ nach seinem Wort reizt ihn zuerst zur That, und der Grund zu der Unternehmung wird breit gelegt; doch bald verdrängen neue Entwürfe den alten, und jede Vollendung stockt. So bleibt der „Abfall“ Fragment, so erhalten die „historischen Memoires“, die den Schiller'schen Ehrgeiz haben, ein breites französisches Vorbild noch zu „erweitern“, ihre orientirenden Einleitungen erst nach manchen Verstärkungen, und auch der „Dreißigjährige Krieg“ wird nur in schnellen Linien zu Ende gebracht: auf die ausführliche Darstellung des beginnenden Kampfes, auf die runden Schilderungen im Mittelpunkte, von Gustav Adolf und Wallenstein, folgt ein dürftiges Resümee nur, und es wird „einer anderen Feder und einem schicksallicheren Plabe“ nun vorbehalten, mit einer „Geschichte des Westphälischen Friedens“ den Stoff zu erschöpfen.

Nicht die Friedensgeschichte, die dreißigjährige Kriegsgeschichte also zog Schiller an. Ihn reizte, den Sohn des Lieutenant Schiller, das bewegte Kriegsspiel, das um Interessen der „Freiheit“ ging, in seinem Sinn, und das große Gestalten, ideale Helden und kühne Verbrecher, auf den Plan brachte. Bei den Fürsten und Feldherren verweilt seine Schilderung und bringt in die Zustände des Volkes, in die geistige Welt des Jahrhunderts nicht hinein: zwar den Gedanken einer allgemeinen Kulturgeschichte, welche „Kirchengeschichte, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Kunst, der Sitten und des Handels mit der politischen in Eins zusammenfaßt“, sprach Schiller früh aus — aber nur als theoretische Ahnung wirft er diese Forderung hin, seine

Praxis weiß nichts davon: sie verbleibt, im Sinne seiner Zeit, bei den Kämpfen, Staatsaktionen, Rebellionen. Kontrastfiguren findet er auch hier in Gustav Adolf und Wallenstein sich aus; und schon früh ergreifen ihn die Gestalten, die seine Phantasie, in der historischen Darstellung, im epischen Plan und der Trilogie seiner Meisterjahre, dann wieder und wieder festhalten sollten: „ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen“, schreibt er, noch aus Dresden, im April 1786 an Körner, „und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationenelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! „Wie viel große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!“ Dies also, die gewaltige Bethätigung menschlicher Kraft, der Widerstand der Großen gegeneinander, begeistert, wie den Tragiker, so den Geschichtsschreiber, und noch immer sind es die „kühnen Tugenden oder Verbrechen“, welche Schiller's Phantasie vor allem anziehen. Und zuletzt ist es doch der Verbrecher, nicht der Tugendhafte, dessen Gestalt dämonisch lockt: darum bleibt das Epos von Gustav Adolf ungeschrieben, und der Dichter des „Fiesko“ wird zum Dichter des „Wallenstein“.

Beherrschend stehen diese beiden Gestalten, der böhmische Edelmann und der schwedische König, inmitten des Buches dar, und nicht einer der Fürsten, Helden und Staatsmänner, deren Bild die Schilderung herausbringt, weder Ferdinand von Oesterreich und Maximilian von Bayern, noch Mansfeld, Tilly, Drenstern, tritt dem Interesse des Lesers so nahe, wie Wallenstein und Gustav Adolf. Zwar im Beginn ist Wallenstein ohne tiefere Sympathie noch angeschaut: wie ein anderer Alba und Tilly steht er da, rüchlos und finster, sein zügelloser Ehrgeiz wird dargestellt ohne alle Milde, und er erscheint als ein selbststüchtig Strebender, der die Vortheile seines Herrn ohne Bedenken den eigenen Plänen aufopfert: denn „keinen Menschen“, heißt es, „sollte der Kaiser in ganz Deutschland mehr zu fürchten haben, als — den Cinziaen, dem er diese Allmacht verdankte“. Je mehr aber Schiller in der Arbeit vorrückte, desto menschlichere Züge gewann ihm der Friedländer; und während Gustav Adolfs ins Ideale gerücktes Bild, trotz allem, abstrakt und nebelhaft blieb für den Historiker wie den Epiker, gestaltete sich Wallensteins Schicksal zum Drama sichtbarlich aus. Jetzt erst, in deutlichem Unterschied zur Darstellung des Beginns, erscheint der Tag von Regensburg, der den Helden herabstürzte von seiner Allmacht, als die tragische Wende seines Lebens, und einen anderen „Verbrecher aus verlorener Ehre“ sieht Schiller ihn vor sich stehen: „der Raub, der an ihm selbst verübt worden“, sagt er, „machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrt er das System, dem er angehört und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne“. Was Schiller vom Geschichtsschreiber theoretisch gefordert, eben in dem „Verbrecher aus verlorener Ehre“, suchte er nun zu erfüllen: „wir müssen mit dem Helden bekannt werden, eh er handelt“, sagte er dort. „An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen dieser Gedanken, als an den Folgen jener Thaten.“ Die Geschichte im alten Sinne erweitert er so durch neue Psychologie, und Wallenstein selbst, im Gedicht, muß die Erkenntniß Schiller's wiederholen:

hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Von hier aus konsequent fortschreitend, vollzieht Schiller nun das, was er die „Riesenarbeit der Idealisierung“ nennt; und wir ermessen den ganzen weiten Weg zwischen Ausgangspunkt und Endpunkt, wenn wir des Historikers erste Schilderung mit der entzückten Anschauung des Max Piccolomini etwa vergleichen: des Herzogs „reine, edele Züge, die Hoheit blickende Gestalt“ preißt dieser, jener aber jagte: „Wallenstein war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst

saß auf seiner Stirn. Das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen.“

Breitgestreckt und wechselnder Mühen voll ist der Weg, der von jenem historischen Beginn zu diesem poetischen Ende hinführt: durch ein volles Jahrzehnt seines Lebens hat der dreißigjährige Krieg und sein Held Schiller's Interesse festgehalten. Im Dezember 1789 kündigt Schiller das Geschichtswerk als einen einfachen „Aufsatz“ dem Freunde an: „die Arbeit ist leicht“, schreibt er an Körner, „da der Stoff so reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen ist“; im März 1799 legt er die Feder weg, welche das Drama beendigte. In drei Abtheilungen bewältigt er die historische Arbeit: Sommer 1790 ist der junge Ehemann eifrig über dem ersten Theil und führt die Darstellung von den beginnenden Unruhen in Böhmen, über Tilly's und Wallenstein's erste Eroberung weg, über den Tag von Regensburg und den Sturm von Magdeburg, bis zum großen Siege Gustav Adolfs bei Breitenfeld; September 1790 wandert dies Manuskript zum Verleger, und erscheint im historischen Kalender für Damen auf 1791. Schwere Krankheit läßt dann Schiller im nächsten Jahr nur ein geringes Stück vorrücken und erst der Kalender auf 1793 bringt die Höhepunkte des Werkes, so wie Schiller sie sah: den Kampf der beiden Größten, Gustav Adolfs Sieg und Fall bei Lützen, Wallenstein's Macht und Untergang; aber gerade in diesen Jahren des Leides, der stockenden Arbeit wuchs ihm aus der Geschichte die Dichtung auf, und als er im September 1792 an Körner erleichtert schrieb: „Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuskript fort. Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben“ — da war ihm dennoch gewiß, daß er nur die Behandlungsart, nicht den Stoffkreis jetzt wechseln würde: die Feder „juht“ ihm nach dem Wallenstein, so bekennt er, und schon dem Pläne nachzudenken, dünkt ihn „ein großes Fest“.

Bloß auf die Liebhaber war die Schilderung des dreißigjährigen Krieges zu berechnen, so gestand sich Schiller im Beginn der Arbeit: er schrieb für einen „Damenkalender“, und hatte er mit dem „Abfall“ gelehrte Ansprüche erfüllen wollen durch eifriges Quellenstudium, so sagte nun der auf Grund eben jener Studien Professor zubenannte Schriftsteller nicht eigene Forschung, sondern eigene Darstellung als die Aufgabe. Voller vier Jahre, nachdem er seine Schilderung abgeschlossen, im November 1796, findet er es an der Zeit, an das Studium der Dinge ganz von Neuem und recht eigentlich erst heranzugehen: „Die Lektüre der Quellen zu meinem Wallenstein“, schreibt er, „beschäftigt mich jetzt ausschließlich; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen, als durch das genaue Studium der Zeitgeschichte“; und in der That hat der nachprüfende Historiker häufigen Anlaß, Schiller's Lässigkeit zu bemerken, selbst im Erschöpfen der ihm zugänglichen Quellen. Des Beifalls seiner Leserinnen und Leser war er dennoch gewiß, und begeistert preisen ihn öffentliche Urtheile als den „größten deutschen Geschichtsschreiber“; 7000 Exemplare des Werkes fanden sogleich Abnehmer und bis in unsere Zeit hat es seine breite, populäre Wirkung geliebt. Satten bisher „der Mann oder das Frauentzimmer, die lesen, um sich zu unterhalten“, zu den historischen Arbeiten der Ausländer greifen müssen, so empfangen sie nun dankbar von Schiller, als einem der ersten Deutschen, mannigfach belebte, weltmännisch geschmackvolle Darstellungen nach ihrem Wunsch; und die Rücksicht auf die „Mitbürgerinnen“, wie Schiller sagt, hält ihn zurück von der Verjüngung in das diffuse Detail der „Negotiationen“. Nicht ohne tieferen Sinn scheint diese Arbeit für den Damenkalender darzustehen, am Beginn seiner neuen Schaffenszeit: der Verfasser der „Räuber“, wie er mit Männern lebte, dichtete für Männer; der liebende Freund der Schwestern Lengefeld will bei edlen Frauen erkunden, was sich ziemt. Das Derbe, Krasse, Gewaltthame, die Brutalität des Lebens schwindet aus seinem Darstellen nun, und die Beschränkung auf das Schickliche, auf das, was Damen hören können, verfeinert es zugleich und verdünnt es.

An die gebildeten Deutschen, nicht an die Fachleute allein mündet sich auch das dritte große Unternehmen des

Historikers Schiller, die Sammlung der „Memoires“, in denen er, als ein Vorläufer Ranke's, Berichte von Augenzeugen oder doch Zeitgenossen geschichtlicher Ereignisse sammelt, und sie durch weitgreifende allgemeine Einleitungen in den Zusammenhang der Entwicklung einstellt. Den Dichter in ihm erfreut die Anschaulichkeit dieser Schilderungen, ihre „Mine von Wahrheit“ und die Unmittelbarkeit der Beobachtung, welche „den Helden wieder zum Menschen macht“; damit aber über dem Einzelnen nicht das Ganze verloren gehe, zieht der philosophirende und moralisirende Betrachter die verbindenden Linien durch die Folge der Zeiten und ergänzt die trocken scheinende Sachlichkeit der Quellen durch seine geistreichen Subjektivitäten. Hatte Schiller's Studium bisher der neueren Geschichte nur gegolten, so erschließt sich seinem Erkennen und somit seinem Dichten jetzt auch die Welt des Mittelalters: der künftige Verfasser der „Jungfrau“ und der „Braut“ handelt über „Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“, und erkennt die „Thorheit und Rajerei“ dieser Zeiten als notwendige Bedingungen, das Glück der Gegenwart zu gründen: „seine Menschheit findet der Pilger in Asien wieder und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern mit“. Wie viel Schiefes auch im Ganzen und Einzelnen dieser Anschauung noch steckte, für die deutsche Forschung bedeutete sie ein neues Moment geistreicher Anregung; und Schiller selbst empfand auf das Stärkste, wie entscheidend er hier über die Trockenheit und Aermlichkeit der Mitstreibenden aufstieg: „Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht“, schreibt er an Caroline von Belwiz im November 1789; „nie habe ich soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können als ich.“ In der gleichen Richtung, mit noch stärkerer Hingabe an die Glaubenswelt des Mittelalters, bewegt sich Schiller's Einleitung zu Vertot's „Geschichte des Malthuserordens“; und wenn er auch von der unbedingten geistigen Ueberlegenheit seiner Epoche noch überzeugt bleibt — er feiert doch in schwungvollen Worten „jene praktische Stärke des Gemüths, einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sittlichkeit zum Opfer zu bringen“: „können wir, ihre verfeinerten Umkel“, fragt er, „uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thorheit wagen?“ Wie am Scheidewege der geistigen Welten steht Schiller hier: die Freude an dem Zeitalter der Vernunft, das es „so herrlich weit gebracht“, will verblasen, und der freigewordene Schüler Kant's schlägt den Pfad von der Aufklärung zur Romantik ein. Der Dichter der „Räuber“ einst hatte das „schlappe Kastatenhundert“ zwar gescholten, er hatte zu dem Helden „seines“ Plutarch sehnsüchtig emporgeliebt, aber in der modernen Welt doch lebten seine Gestalten; der Dichter von „Kabale und Liebe“ hatte an der Gesellschaftsordnung der Gegenwart gerüttelt, aber nur sie dennoch geschildert; nun aber entsagt Schiller für immer der Darstellung moderner Zustände, um einer Vorzeit sich zuzuwenden, in der er die „thatenreiche Energie des Charakters“ wirksam erblickt, „überraschende Wechsel des Glücks und wundervolle Krisen“: und was der Historiker in den Memoiren und Folianten gefunden, das suchte dann der Dichter zu lebendigen Menschen zu erwecken: „schöne Bilder jener kraftvollen Zeiten, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend selbst auf den Thron führte.“ Die Gestalten des Wallenstein und des Max, des Mortimer und der Jungfrau erwachen auf diesem Boden idealisirender Erkenntnis, und wie das Motto einer Zeit voll heroischer Thaten und heroischer Opferung schwebt über allen jenes Wort des „Wallenstein“:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Sie wird euch das Leben gewonnen sein.

Otto Brahm.

Theater.

Lesing-Theater: Am Tage des Gerichts. Volksstück in vier Akten von
L. R. Kollager.

Der gewiß wackere Mann, der als Erster auf das Titelblatt eines neuen Dramas das Wörtlein Volksstück schrieb, der wollte höchst wahrscheinlich für mildernde Umstände plaidiren. Nach gethaner Arbeit, da der mehr oder minder schöne Wahnsinn gewichen war, mochte er wohl die Motive unzureichend finden und die Wirkungen etwas gröblich und, die Einrede anspruchsvoller Beurtheilung nur gleich abzuwehren, sprach er: Bitte, meine Herren Kunststrichter, ich schreibe nicht für Euch, sondern fürs Volk, für die große Masse, die es so genau nicht nimmt.“ Das war damals, als Bildung noch nicht schändete und die Verbeugungen vor der Handarbeit noch nicht in der Mode waren.

Das Volksstück machte Glück und über ein Kleines entstand eine neue Lieblingsfigur: der brave Mann im schlechten Kittel, der so gegen Ende der Akte den prokigen Müßiggängern derb die Wahrheit sagte. Er trat die behagliche Erbschaft der Hanswürste und Kasperle an und statt der Ohreigen, die in aufgeklärter Zeit nur noch im Verkehr von Theaterdirektoren und Kritikern eine Rolle spielen, theilte er verschwenderisch Grobheiten aus. Zuerst war er komischer Diener, dann biederer Bürger, endlich, um den Wendekreis der sozialen Weltanschauung, Vertreter der schwielen Faust. Und da befaunlich geflickte Schienen überall mit unterlaufen, fand er auch immer etwas zu verdonnern und zu verdammnen und immer auch erraste er von der Beifallsbeute das Allerbeste. Er hatte es gut, ob er nun Viehhändler aus Oberösterreich war oder Flickschuster aus dem Berlin des Herrn L'Arronge.

Es kam aber die Zeit heran, da es gefährlich ward, in den Listen der klassifizirten Einkommensteuer zu prangen, da Tolstoi im Lichte zu wandeln begann und die Unteroffizierprämien eine sozialpolitische Bedeutung gewannen. Man schwärmte nur für Natur und gab dem Worte Volk eine eigene, mystische Betonung. Und so völlig ergiff der neue Glaube die kulturlosen jämmerliche Welt, daß im Heilsjahre 1891 selbst ein so sanftmüthiger, behaglich ironischer Lebenbetrachter wie unter trefflicher Freund Kollager mit starkem Entrüstungsaccent zu rufen anhub: „Der dramatische Dichter schreibe nie für Parquet und Logen, sondern für ein „höherstehendes“ Publikum. Er soll wissen, daß die Herrschaften in dem Sammtfauteuil sich viel langweilen und gähnend den Schluß des Stückes erwarten, während das Publikum der Galerie, wovon Viele den ganzen Abend auf den Behen stehen und lange Hälse machen müssen, um etwas zu sehen, lachend oder schluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben sind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, sondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen.“ Also zu lesen in einem allerliebsten zornigen Anschlag, den Kollager in seinem „Heimgarten“ veröffentlicht hat unter dem Titel: „Wie es mir als Dramatiker ergangen ist.“

Von bourgeoisen Voreingenommenheit weiß ich, der ersten Steuerstufe angehörig, mich gänzlich frei und äußerst mäßig nur sind meine Sympathien für die „Herrschaften in den Sammtfauteuil“, besonders den provozirend blauen des Lesingtheaters. Es kommt mir aber doch beinahe so vor, als ob es Gute und Böse, Weise und Thoren, Naive und Höchstbewußte oben und unten und in der Mitte auch gäbe. Heute muß es schon ausdrücklich gesagt werden: man ist noch nicht viel, nur weil man arm an Geist und an Geld ist. Die Zehntausende, die ihrem Haushalt eine halbe Mark absparen, um mit stocndem Althem zuschauen zu dürfen, wie der Preisringkämpfer Karl Abs, wie die „deutsche Kerneiche“ mit einer „französischen Wildtate“ fertig wird, sie sind vielleicht Wilde, aber doch wohl kaum bessere Menschen, als die glücklicher situirten Erwerber eines Fünf-

markplatzes im Lusttheater. In Troja wird gesündigt und außerhalb, — die klassische Erinnerung wird erlaubt sein, da sie von Abs zu Sektor, ist zu sagen: von Sedan nach Mantinea, führt. Es war Spaßhaft zu sehen, wie bei fast völlig leerer Galerie die Herrschaften in den Sammtfauteuils dem Schauspiel Roseggers eine freundliche Aufnahme bereiteten, freundlich und warm. Zehn gegen eins möchte ich wetten, daß „die da oben“ sich weientlich kühler verhalten hätten, denn die sehen in erster Reihe auf die Tendenz, während man gemeinlich in Parquet und Logen kommt, nicht, wie Rosegger annimmt, um Jagd nach den Fehlern des Stückes zu machen, ach nein, ganz einfach: um sich zu amüsieren, sich ein wenig rühren und noch lieber erheitern zu lassen.

Mit vor einigen Wochen Anzengrubers wundervoll freie Posse „Doppelselbstmord“ auf der freien Volksbühne erschien, da blieb die Wirkung aus. Die Berliner Arbeiter fanden sich nicht in dieses rohe Allesverstehen und Allesverzeihen; sie heischen Parteinahme und streitbares Pathos und sind bereit, mit Schiller Gedankenfreiheit, aber auch mit Obens Volksfeind das Recht der starken Persönlichkeit, höchst un- und antisozialistisch, zu fordern. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Auch das hat seine Ursachen. Wie man immer fast am besten liebt, was man nicht hat, wie es das Harte unwiderstehlich zum Weichen zieht, so sehnt auch das „Volk“ nach dem zumeist sich, was ihm für gewöhnlich fehlt: nach Pathos und großen Worten, die tönen und gut angezogen sind. Kein Drechsler und kein Cigarrenmacher wird jemals die faszinierende Macht eines Kassalle auf die Massen üben, nicht die Arbeitsblouje, sondern der Gesellschaftsrock unterstützt in Volksversammlungen den Erfolg. Der „Vorwärts“ kennt keine Leute, wenn er mit besonderer Vorliebe entlegene Fremdwörter anwendet. Und an dem Tage erst, das ist meine private Ueberzeugung, wird es wieder einen vergötterten Arbeiterführer für Alle und Junge geben, wo auf das elastische Sprungbrett der Werththeorie ein redengewaltiger Herr tritt, ein richtiger Herr mit blendend weißer Wäsche und soignierten Händen, ein ruinierter Junker und Feudalherr von heute vielleicht.

In der Literatur ist die Probe längst gemacht. Nicht Gotthelf und nicht Auerbach sind die Lieblinge des Volkes und jedes Theater wäre verloren, das zu kleinen Preisen Anzengruber zu spielen versuchte. Die weit überwiegende Mehrheit aller Groschenromane und Melodramen entnimmt ihre Stoffe dem Leben der „höheren“ und „höchsten“ Stände, aus feuchten Kellerwohnungen geleitet sie in prunkende Salons, wo es denn meistentheils freilich sodomitisch herzugehen pflegt. Mit der frohen Anerkennung der Thatsache, daß ein ganz großartiger Bildungstrieb heute die kompakte Masse der körperlich Arbeitenden durchdringt, hat diese Wahrnehmung nichts zu schaffen: die nach Bildung und erweiterter Lebensauffassung rastlos Strebenden haben eben den brennenden Wunsch, nicht mehr Volk im Sinne der Rosegger, nicht mehr „naives“ Galeriepublikum zu sein; sie wollen vielmehr den geistigen Besitzstand der Herrschaften in den Sammtfauteuils noch beträchtlich überflügeln.

Die herbe Härte eines von rednerischem Pathos freien Volksstückes, etwa der starken cavalleria rusticana des Giovanni Verga, würde einem Volkspublikum kaum begeisterte Zustimmung ablocken. Daß einer, ohne viel Worte zu machen, den Verführer seines leichtfertigen Weibes niedersticht und die Treulohe laufen und fallen läßt, du lieber Gott, man braucht nicht erst nach Sizilien zu wallfahren, um dergleichen zu erschauen. Das meldet der Polizeibericht in jeder Woche beinahe und nur die Wohlerzogenen freuen sich höchlich, daß ihrer Vorstellung das brutal logische Bühnenvolk so völlig entspricht. Und wenn Rosegger mit seinem Schauspiel „Am Tage des Gerichts“ auf die ersehnte Volksbühne käme, dann würde man ihm vermutlich sagen: Du redest uns lange gut, bis wir Dir die rührjame Geschichte von der reichen Oberförsterin glauben, die aus sozialem Mitleiden herans das vernichtende Zeugniß gegen den Mörder ihres geliebten Mannes verweigert; solche edlen Thierchen gibts nicht, nicht in der Steiermark und

nicht in Berlin. Das allerdings aber glauben wir Dir aufs Wort, daß die von unserem Schweiz bezahlten Richter den Mann ins Zuchthaus sperren, der in gerechter Nothwehr und Empörung seinen Peiniger über den Haufen schob. Kein armer Teufel aber, der sein Leben lang gekungert und geklitten hat, wird sich aus lauter Rührung den Richtern selbst aus Messer liefern, die ihn schon einmal irrtümlich verurtheilt haben, und wenn Du, Herr Dichter, den Richterspruch einen gerechten nennst und den mit menschlicher Barmherzigkeit „Begnadeten“ auf Jahre in die Zelle schickst, so kennen wir Dich, Kapitalist! Und dein Thränen für den gekleckten Waldproletarier kannst du dir gefälligst sparen. — So ungefähr würden „die da oben“ urtheilen und ich bin nicht sicher, ob dem Tage des Gerichts nicht ein zischender Protest von der „höchsten“ Instanz folgen möchte.

Zu so erbitterter Parteinahme schwingt man sich von den Sammtfauteuils nicht auf; man nimmt mit Lessings jettem Patriarchen, der im Lessingtheater so schätzbares Material zu brenzligen Versuchen fände, das auf der Bühne Dargestellte für ein Problema, das einen nicht übermäßig aufregen darf, man freut sich an den witzigen Gaunertypen, man sagt sich stolz, daß es noch gute Menschen, auch unter den Förstervwitwen gibt, und zerbricht sich ein wenig die Köpfe darüber, ob denn nun der unschuldige Wilddieb wirklich gemordet hat oder ob er abermals für einen Andern leiden muß. Auch das wird ja schließlich aufgeklärt und so trägt man getrost das immer erhebende Bewußtsein nach Hause, daß — wie Rosegger sagt — „das Laster zu Schanden gemacht“ worden und „der Adel im Menschen zu Ehren“ gekommen ist. Und später erst meldet der von Rosegger mit ganz reizender Bosheit gescholtene Kritiker sich zum Wort und spricht: Mit Vergnügen, was Sie da gewollt, Kraft und Größe des Verzeihens verherlichen und den zwingenden Adel der Selbstüberwindung, das ist gewißlich sehr schön und mag außer ihrem Freunde und dramatischem Verführer Richard Boß wohl auch Anderen als „ein herrlicher Stoff“ erscheinen. Nur daß wir, die uns garnicht so „geheim“ dünken, wie Sie annehmen, nach der Absicht und nach dem Stoff und nach dem hohen Wollen denn doch viel weniger fragen als nach dem Geschaffenen und nach dem Können. Wir wollten Ihnen auch beweisen, daß Ihr Schauspiel dramatisch mangelhaft ist, und Sie wähten, wir rückten Ihnen nur die verachteten Macherregeln tabelnd vor. Und ebenso wollten Sie Menschenschickale zeigen und gaben doch diesmal nur bewegte Situationen, eine arrangierte Welt statt der lebendigen Natur und Spannung für ergriffene Mittheilnahme. Soll uns das gar nicht nahe gehen, wenn es einem der letzten Poeten in deutschen Landen begegnet, einem Manne, der noch den Muth hat, ein froher Dichter, und die Bescheidenheit, ein freier Mensch zu sein? Das ist nur so unsere thörichte Meinung, halten zu Gnaden. Die Herrschaften in den Sammtfauteuils aber, die Sie als besangene Richter perhorreszieren, lassen durch Ihren uns persönlich unbekanntem Straß-Toni, den ein Zufall zum Mörder und Engelsgüte zum Befehrten macht, sich angenehm rühren. Das ist der Humor davon, und für Humor haben Sie doch wohl auch in eigener Sache Sinn.

Rosegger läßt keine Menschen nicht frei vor unseren Blicken sich entwickeln, er erzählt uns von ihnen, und wenn wir ungläubig bleiben, so gibt er lustig schimpfend unserem Mangel an Naivetät die Schuld und predigt dem dramatischen Dichter, er solle für das liebe Galeriepublikum schreiben. Mit gleicher Berechtigung dürfte er einem Politiker den Rath ertheilen, seine Reden nur hübsch auf den Geschmack und die Intelligenz der Volksversammlungen abzustimmen, weil man im Parlament ja doch nur Jagd nach den Fehlern seiner „naiven“ Gedankenketten macht. Die Großen aber und die Größten haben die schwere Kunst vermodet, zugleich der Berständigen Verstand und das kindliche Gemüth an ihre Spur zu fesseln. Shakespeare hat keine Volksstücke geschrieben; indessen aber scharfsinnige Privatdozenten an Hamlets Monologen sich abquälen, weint vielleicht in Meister Roseggers schöner Gazerstadt eine kleine Wäherin bei der armen Dphelia feuchtem Tod unterm Weidenbaum. Und ich meine, wir

gewöhnen uns wieder, sie beide zum Volke zu rechnen, den Dozenten und die Mäherin, wir erinnern uns, daß der universitäre Herr von Schiller doch populärer ward als die Naturdichterin Anna Karjchin, und wir verzichten in Zukunft auf den Namen „Volkstück“, der für die Lage des allgemeinen Wahlrechtes und der allgemeinen Wehrpflicht weder Bedeutung noch Existenzberechtigung mehr hat.

M. Kent.

Die deutschen Städte im Mittelalter. Von Prof. Dr. Otto Kallen. Band I. Gründung und Entwicklung der Städte. Halle a. S. 1891. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Das vorliegende Buch wendet sich nicht in erster Linie an die Fachgelehrten; es will nicht neue Gedanken über die jetzt so vielfach erörterten Fragen der Städteverfassung und der damit zusammenhängenden Punkte vortragen, sondern die sicheren Resultate der Forschung zusammenfassen und das viele Wissenswerthe auf diesem Gebiete in klarer und anschaulicher Darstellung einem Jedem zugänglich machen. In der That kann man sagen, daß ein solches Werk, um eine vielmißbrauchte Phrase anzuwenden, einem allgemein gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Die deutschen Städte bilden so wichtige Lebensfaktoren innerhalb der Entwicklung der deutschen Geschichte, daß ein Buch, welches den deutschen Städten, ihrer Organisation und ihrem allmählichen Wachsthum gewidmet ist, uns zugleich einen der wichtigsten und interessantesten Abschnitte des deutschen Lebens erzählt. Auch der Verfasser hat mit Recht auf diese Wechselwirkung zwischen der Entwicklung der deutschen Städte und dem Gesamtverlauf der deutschen Geschichte hingewiesen: Die Gründung und Entwicklung der deutschen Städte im Mittelalter fällt mit der Entwicklung des Gesamtunterlandes zusammen. Wie die römischen Stablagere am Rhein und Donau hin, weisen auf die Urzeit unseres Volkes und auf den Ringkampf einer aufsteigenden und einer versinkenden Welt, wie die aus Klöstern und Kapellen erwachsenden Städte und das durch das Dunkel der germanischen Wälder hinwandelnde Christenthum zeigen, die Burgen der Sachsenzeit das Gedächtniß wachen an das großartige Schicksal der sächsischen Herrscher: so sind auch die später entstehenden Städte Denkmäler aus wichtigen Epochen deutscher Geschichte. Das aufstehende Nürnberg führt in die Zeiten der Salier; Lübeck, München, Braunschweig erinnern an den Welfen, der das herovorrangende Beispiel von der Aufsehung eines Vasallen gegen das Oberhaupt des Reiches bietet. Die Ausbreitung der Hansa, das Vorrücken des Germanischen in dem vielbestrittenen slavischen Osten und die Gründung deutscher Städte auf dem eroberten Boden erweisen die ungebrochene Kraft des Volkes zu einer Zeit, wo Deutschland bereits politisch von seiner Höhe herabsteigt und der Glanz des Kaiserthums verblaßt. Fast überall ist somit dem Beschreiber der Städte Gelegenheit gegeben, einen Seitenblick auf die Entwicklung des Reiches zu thun; andererseits aber muß er bei der Fülle des Stoffes ein bestimmtes Maß innehalten, um die Uebersichtlichkeit des Ganzen nicht zu jähren.

Nach diesen Grundzügen hat der Verfasser gearbeitet und man kann ihm das Zeugniß nicht verweigern, daß er die Aufgabe, welche er sich gestellt, gut gelöst hat. Er behandelt zunächst die Gründungen der ältesten Städte, die sämmtlich, wie bekannt, den Römern ihren Ursprung verdanken. Jede Stadt wird in ihrem Wachsthum kurz, aber ausreichend charakterisirt, sehr ausführlich verweilt der Verfasser auf vier Städten, die besonders geeignet scheinen, uns eine Vorstellung von der Entstehung und Einrichtung der Römerstädte zu geben, nämlich Straßburg, Worms, Mainz und Köln. Der Skizzen der Entwicklung der Städte in der Karolingerzeit sind Bremen, Frankfurt am Main, Aachen, Ulm und Hamburg zu Grunde gelegt. Sehr lebendig und anschaulich ist die Schilderung, die der Verfasser von der Entwicklung der Städte in der sächsischen Zeit entwirft und in der er ausführlich bei Lüneburg, Magdeburg, Danzig und Halle verweilt. Aus der salischen Zeit finden die sächsischen Städte, Soest, Freiburg im Breisgau, Nürnberg, aus der Periode der Stauffer Lübeck, Braunschweig, Wien, Berlin und Prag eingehende und sachgemäße Besprechung. Der Verfasser begnügt sich

nicht damit, ein Bild von der äußeren Beschaffenheit der Städte zu geben, sondern er weiß auch das Leben in den mittelalterlichen Städten durch einzelne, sorgsam ausgewählte Aeuße zu illustriren. Die allgemein geschichtlichen und die Verfassungsverhältnisse des deutschen Mittelalters sind, sofern sie irgend für die Gesamt- oder Einzelentwicklung der Städte in Betracht kommen, berücksichtigt und klar dargelegt, ebensowenig sind die Handelsbeziehungen und die volkswirtschaftlichen Grundbedingungen vernachlässigt; beiden ist vielmehr, entsprechend der Richtung der heutigen Forschung, ein großer Raum gewidmet; natürlich bleibt sich auch in der Ausführung dieser Punkte der Verfasser des Zweckes seiner Arbeit stets bewußt.

Neben den ausführlichen Charakteristiken der oben angeführten Städte erhalten wir in dem Buche kurze Schilderungen der weniger bezeichneten städtischen Gemeinwesen. Aber auch diese Darstellungen sind trotz ihrer Kürze zur Einführung sehr geeignet, wie man an dem nachfolgenden kleinen Abschnitt über Würzburg sehen kann, der als Beispiel hier stehen mag: „Ebenfalls in die Heidenzeit hinein reicht Würzburg, Würzburg, vielleicht die Burg eines fränkischen Häuptlings Wirzo, während der seit dem vierzehnten Jahrhundert ankommende lateinische Name verbiopolis auf einen Ort deutscher Gartenbauer hindeutet. Man hat in dem Stadtnamen das altdeutsche wurz (condamentum) gesucht; auch ist weit und breit kein fruchtbareres Gelände für Garten- und Feldbau zu finden, und in dem außerordentlich milden Klima des Würzburger Thalfestes reifen die edelsten Trauben des Main, der Stein- und Reizenwein. Aus der anmuthigen welligen Weindlandschaft hebt sich ein isolirter vierhundert Fuß schroff emporsteigender Felsen, voll von geschichtlichen Erinnerungen, an den sich die spätere Stadt angebaut hat. Auf ihm geboten die alten Herzöge, auf ihm gründete der heilige Kilian die älteste Kirche des Frankenlandes, die Marienkirche, die dem Felsen seitdem den Namen Marienberg oder Frauenberg gegeben hat. Hier ruhen auch in einer Krypta die Gebeine des Heiligen und seiner Gefährten an der Stätte, wo sie die Märtyrerkrone empfangen haben. Kirchlicher Glanz liegt über der thürmerreichen Stadt; ihre Bischöfe nannten sich Herzöge von Franken und ließen sich zum Zeichen ihrer Macht ein Schwert vorantragen. So ist Würzburg frühe der gebietende Mittelpunkt des mittleren Rhein geworden, sicher geschützt von der Festung auf dem Marienberge; aber eine frische fröhliche Bürgerfreiheit hat sich in der unter dem Druck ihrer geistlichen Gebieter liegenden Stadt trotz wiederholter blutiger Kämpfe gegen die bischöfliche Zwingherrschafft nicht entzallen können. Vergebens haben die Bürger nach der heiß ersehnten Reichsunmittelbarkeit gerungen; vergebens stritten sie in harter Fehde mit dem Bischof Gerhard, der ihnen ihre Freiheiten nahm, und jagten die Geistlichen aus der Stadt, nur den festen Frauenberg vermochten sie nicht zu nehmen. Vergebens zogen sie dem Könige Wenzel entgegen mit wehen dem Reichsbanner als sichtbarem Zeichen ihrer Wünsche. Wenzel ließ die Bürger, die im Vertrauen auf ihr Recht ihm genacht waren, im Stich, und Gerhard vernichtete mit dem Aufgebot seiner Vasallen und Meißigen im Jahre 1400 das kleine Bürgerheer, von dem fast die Hälfte auf der Wahlstatt blieb. So ging durch die Schwäche und den Unverstand des kaiserlichen Herrn ein Gemeinwesen zu Grunde, das nur des Reiches hatte sein wollen.“ Dieser Abschnitt führt uns trotz seiner Kürze doch vollkommen ausreichend in die frühere Geschichte der Stadt ein.

Ein gut orientirendes Kapitel über die deutschen Ortsnamen schließt das Buch, dem hoffentlich bald der zweite Band folgen wird. Allen denen, die sich über die Geschichte der deutschen Städte zu unterrichten wünschen, kann das klar geschriebene, inhaltreiche und doch anpruchlos Buch empfohlen werden; namentlich dem Lehrer wird es ein brauchbares Hilfsmittel sein.

E.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth,
Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan,
Bülowsstraße 88.